

ARTISET

Ausgabe 03 | 2024

Das Magazin der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf



Im Fokus

Identität leben und gestalten

CURAVIVA

Curaviva-Geschäftsführerin Christina Zweifel
fördert den Austausch mit der Romandie

INSTITUT

Das schweizweit stattfindende Tanzfestival
Steps verfolgt einen inklusiven Ansatz

YOUViTA

Wie fürsorgliche Zwangsmassnahmen der
Eltern auch noch ihre Kinder prägen

Stiftung **Adulta**



Das und noch vieles mehr ist die Stiftung Adulta • www.adulta.ch

Redline
Software

redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch



ARBEITSSICHERHEIT SCHWEIZ
Schweizerischer Verein
für Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz

Die Branchenlösung für Heime

- Arbeitssicherheit, Gesundheitsschutz, Betriebliches Gesundheitsmanagement: Branchenspezifische Hilfsmittel für die Umsetzung des Betrieblichen Sicherheitssystems
- Mutterschutz ab Herbst vollständig integriert
- Erfüllt die gesetzliche Beizugspflicht von ASA-Spezialisten bei besonderen Gefährdungen
- Umsetzung wirkt präventiv gegen Unfälle und deren Folgen
- Jederzeit digital on- und offline verfügbar
- Ermöglicht Erfahrungsaustausch mit anderen Heimen
- Praxisorientiertes Ausbildungs- und Dienstleistungsangebot
- Spart Zeit und Kosten

www.arbeitssicherheitschweiz.ch

Kontaktieren Sie uns: Arbeitssicherheit Schweiz, +41 44 388 71 91
info@arbeitssicherheitschweiz.ch

kostengünstig.
praxiserprobt.
umfassend.
digital.



Editorial

«Beziehungen, welche die Menschen in ihrer persönlichen Eigenart anerkennen, haben einen wichtigen Einfluss auf die Gestaltung der Identität»

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



Liebe Leserin, lieber Leser

Wer bin ich? Weshalb bin ich so, wie ich bin? Und: Wie möchte ich mein Leben, meine Zukunft gestalten? Welche Beschäftigungen, welche Personen und Beziehungen stiften für mich Sinn und Erfüllung? Das sind Fragen, die wir uns alle immer wieder stellen, besonders an Wegmarken und bei Übergängen: in jungen Jahren, wo es um Fragen des Berufs und der Lebensplanung geht, bei einschneidenden Ereignissen, gegen Ende des Lebens.

Fragen, die nicht leicht beantwortet werden können, weil immer unterschiedliche Faktoren zusammenspielen: Neben den individuellen, in uns angelegten Wesensmerkmalen hat auch unser soziales Umfeld prägende Wirkung, all die Beziehungen, die wir im Verlauf unseres Lebens pflegen. Hinzu kommen Normen und Sichtweisen, die unsere Gesellschaft bestimmen.

All diese Faktoren bieten Chancen für die Gestaltung unsrer Identität, legen uns aber auch Stolpersteine in den Weg. Unsere individuellen Veranlagungen finden nicht immer Anklang im sozialen Umfeld und mögen auch in einem Konflikt stehen zu dem, was die Gesellschaft als richtig empfindet. Das aber macht es oft schwierig, unseren Weg als Individuum zu finden und zu gehen, wie Dario Spini, Politik- und Sozialwissenschaftler an der Uni Lausanne, im Interview mit dem Magazin darlegt (Seite 9). Eine besondere Herausforderung bedeutet dies für Menschen, die zentralen Normen unserer Gesellschaft aufgrund einer Behinderung, ihres Alters oder besonderer sozialer Umstände nicht entsprechen können.

Dario Spini, der sich in seinen Forschungen immer wieder mit dem Thema Vulnerabilität beschäftigt, plädiert deshalb dafür, gerade die Vulnerabilität selbst zur Norm zu

machen, im Bewusstsein, dass wir alle immer irgendwelchen Anforderungen nicht genügen können. Diese Haltung schafft eine wichtige Voraussetzung, um gerade auch «vulnerablen» Menschen Raum zu geben, ihre Identität zu leben und sie auf Augenhöhe bei der Entwicklung ihrer Lebensentwürfe zu unterstützen.

Die verschiedenen Beiträge in unserem Schwerpunkt machen deutlich, welche Bedeutung Beziehungen haben, die die Menschen in ihrer persönlichen Eigenart anerkennen. Zentral ist zudem, sie zu unterstützen, über ihr Leben zu reflektieren, Pläne zu schmieden – und sie damit zu Autorinnen und Autoren ihres Lebens zu machen. Karen Ling, Dozentin von der interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich (Seite 24), bringt dies mit folgenden Worten auf den Punkt: «Für die Identitätsentwicklung braucht es immer Interaktion sowie ein Verständnis der eigenen Lebensgeschichte. Entscheidend ist auch, dass wir selbst etwas bewirken können und unterschiedliche Räume und Rollen haben, in denen wir Anerkennung erfahren.»

Neben unseren Schwerpunktbeiträgen empfehle ich Ihnen das Interview mit der neuen Curaviva-Geschäftsführerin Christina Zweifel (Seite 40). Das Gespräch geführt hat meine Kollegin aus der Romandie Anne-Marie Nicole. Neben zentralen politischen Themen kommt denn auch zur Sprache, wie sich die Landesteile gegenseitig inspirieren können. «Wir dürfen uns auf keinen Fall durch Sprachbarrieren einschränken lassen», betont Christina Zweifel. ■

Titelbild:

Ein Bewohner des Discherheims in Solothurn befragt das Orakel respektive geniesst ganz einfach den Zauber der Oase. Foto: Discherheim

AKTIVIERUNG

;medi



HÖHERE FACHSCHULE FÜR AKTIVIERUNG AM PULS DER PRAXIS

HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung

Dipl. Aktivierungsfachfrau HF

Dipl. Aktivierungsfachmann HF

> Mehr zum Aufnahmeverfahren unter medi.ch



Weiterbildungsangebote

für Aktivierungsfachpersonen HF

(Ermässigung für SVAT-Mitglieder)



Zertifikat FAB

Fachperson in aktivierender Betreuung

Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung und Aktivierung

> Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter medi.ch

medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch



«Plötzlich sah ich auf einem Auge nur noch Nebel»

Die Schweizerische Multiple Sklerose Gesellschaft unterstützt Menschen, die von MS betroffen sind. Helfen auch Sie:
www.multiplesklerose.ch



Jetzt spenden!

IBAN: CH04 0900 0000 8000 8274 9

damit es besser wird



Schweizerische
Multiple Sklerose
Gesellschaft



Kitzelsandferien habe ich so gern.

Dank Ihrer Spende erhalten Menschen mit Behinderungen einen chancengleichen Zugang zu Ferien und Freizeitaktivitäten.

Jetzt spenden. denkanmich.ch

IBAN CH44 0077 0254 8509 0200 1

Jetzt spenden
mit **TWINT!**



SRF Schweizer Radio
und Fernsehen
Die Solidaritätsstiftung
des SRF



Inhalt



Im Fokus

- 06 Das Erzählcafé ermöglicht, über die eigene Lebensgeschichte nachzudenken
- 09 Was der Identitätsbegriff beinhaltet
- 14 Sonnweid Wetzikon: Menschen mit Demenz dürfen ihre eigenen Normen leben
- 20 Discherheim Solothurn: Individuelle Erfahrungen machen können
- 24 Identität gestalten geht auch ohne Sprache
- 27 Wie das Lebensbuch die Erinnerung von Kindern und Jugendlichen fördert
- 30 Fürsorgerische Zwangsmassnahmen prägen noch die zweite Generation

kurz & knapp

- 34 Die Praktische Ausbildung ist 15 Jahre alt

Aktuell

- 36 Publikation der Qualitätsindikatoren: Was dies für die Pflegeheime bedeutet
- 40 Curaviva-Geschäftsführerin Christina Zweifel fördert partizipative Prozesse
- 44 Datenschutzgesetz: Tipps zur Umsetzung
- 46 Schritt für Schritt zur Inklusion
- 49 Ein neues Online-Tool hilft Pflegeheimen bei der Strategieentwicklung
- 51 Königsweg zur Leitung einer Institution

Politische Feder

- 54 Jacqueline de Quattro, Waadtländer FDP-Nationalrätin

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Salomé Zimmermann (sz); Anne-Marie Nicole (amn); France Santi (fisa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 3. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Tiefenastrasse 2, 8640 Rapperswil, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 0319631111 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 0313853333, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 125.– • Erscheinungsweise: 8 x deutsch (je 4600 Ex.), 4 x französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2023 (nur deutsch): 3167 Ex. (davon verkauft 2951 Ex.) • ISSN: 2813-1355 • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE



«Menschen wollen die Autoren ihrer Lebensgeschichte sein»

Biografisches Erzählen fördert gerade auch im Alter die Aufrechterhaltung der individuellen Identität und die soziale Teilhabe.

Foto: Symbolbild / 123FR

Wenn ich nicht für das Magazin Artiset schreibe, moderiere ich Erzählcafés an verschiedenen Orten, für verschiedene Zielgruppen. So zum Beispiel für betagte Menschen im Pflegeheim. Eine prägende zwischenmenschliche Erfahrung, die den Teilnehmenden die Möglichkeit bietet, über ihre Lebensgeschichte nachzudenken sowie ihre eigenen Ressourcen, die Beziehungen zueinander und ihre persönliche Identität zu stärken.

Von Anne-Marie Nicole

Eines der ersten Erzählcafés für ältere Menschen, das ich moderieren durfte, fand im Pflegeheim Les Pervenches in Carouge im Kanton Genf statt. Anfang Nachmittag trafen die ersten Teilnehmenden nach und nach gemütlich ein und setzten sich an den grossen Tisch im Aktivierungsraum. Über 20 Personen waren der Einladung gefolgt – weit mehr, als sich Estelle Floret, Leiterin der Aktivierung, erhofft hatte. Noch bevor alle ihren Platz gefunden hatten und ich erklären konnte, was ein Erzählcafé ist und wie es abläuft, fragte mich ein Bewohner: «Was erzählen Sie uns denn heute?» Diese Frage wird mir regelmässig gestellt, wenn ich zum ersten Mal ein Erzählcafé in einem Pflegeheim durchführe. Jedes Mal antworte ich mit einem feinen Lächeln: «Nicht ich, sondern Sie werden erzählen!» Denn diese Gesprächskreise haben den Anspruch, einen wohlwollenden und respektvollen Raum zu schaffen, wo Menschen ihre Geschichte erzählen können und vor allem Gehör finden.

Das Erzählcafé in Carouge fand am 14. Juli statt, kurz vor dem 1. August also. Somit lag das Thema des Tages auf der Hand: der Nationalfeiertag. Zu diesem Anlass und um das Eis zu brechen, zeigte ich Bilder mit Bezug zum Nationalfeiertag verschiedener Länder, aus denen die anwesenden Bewohner:innen mehrheitlich stammten. Nachdem sich alle nacheinander vorgestellt und so ein erstes Mal das Wort ergriffen hatten, begann ich, die vorbereiteten Fragen zu stellen. Dabei folgte ich einem chronologischen Ablauf: von der Vergangenheit über die Gegenwart bis zur Zukunft. Wie war es bei Ihnen als Kind? Wie haben Sie den Nationalfeiertag erlebt? Welche Bilder bleiben Ihnen in Erinnerung? Wie ist es heute? Was möchten Sie weitergeben?

Zunächst etwas schüchtern, dann immer selbstsicherer und energischer erzählten die Bewohner:innen von ihren Kindheitserinnerungen, von Traditionen, Feuerfreuden, Lampions, kulinarischen Spezialitäten. Manchmal waren sie erstaunt, gleiche Dinge erlebt zu haben, so zum Beispiel, wenn die «kleinen» Geschichten in einen grösseren historischen Kontext gestellt wurden. Gemeinsam lachten sie über Anekdoten, liessen Emotionen aufleben und liessen auch Tränen ihren Lauf, wenn es um schmerzhaftere Erinnerungen ging.

Gegenseitiges Zuhören und Erzählen

Estelle Floret ist von der positiven Wirkung der Erzählcafés überzeugt: «Das ist ein einzigartiger Raum für gegenseitiges Zuhören und Erzählen auf Augenhöhe», fasst sie zusammen. Sie war überrascht, dass sich die Teilnehmenden nicht unterbrachen, und erstaunt, als eine desorientierte und sonst nicht sehr gesprächige Bewohnerin ein Erlebnis genau und zusammenhängend wiedergab. In einem Pflegeheim begegnen sich die Bewohnerinnen und Bewohner jeden Tag. Das bedeute aber nicht zwingend, dass sie sich auch kennen, ausser vielleicht die Tischnachbarinnen und -nachbarn, so die Aktivierungsfachfrau.

Die Äusserungen ihrer Kolleginnen aus anderen Heimen gehen in die gleiche Richtung: «Anders als sonst haben sie einander zugehört, ohne sich ins Wort zu fallen», berichtet eine von ihnen. «Sie haben viel erzählt, was nicht immer der Fall ist», ergänzt eine weitere Kollegin. «Das Gefühl, gemeinsam etwas Besonderes erlebt zu haben, hat sie einander nähergebracht», freut sich eine dritte Fachperson. So ist zum Beispiel zwischen zwei Bewohnerinnen eine neue Freundschaft entstanden. Sie haben entdeckt, dass die eine im Dorf ihrer Schwiegerfamilie geheiratet hatte, einem →

NETZWERK ERZÄHLCAFE

Der Verein Netzwerk Erzählcafé fördert die Entstehung und Etablierung sorgsam moderierter Erzählcafés in der Schweiz. Erzählcafés sind moderierte Erzählrunden zu einem vorgegebenen Thema, bei denen sich die Teilnehmenden auf Augenhöhe über ihre Lebensgeschichte austauschen. Sie bringen Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund und Alter an Orten wie Quartiertreffpunkten, Museen, Bibliotheken oder Cafés zusammen. Das Netzwerk bietet Weiterbildungen, Erzählrunden und Tagungen an. Zudem stellt es eine Agenda, Artikel, Instrumente und eine Liste der Moderatoren und Moderatorinnen zur Verfügung.

Das Erzählen der Lebensgeschichte hat eine verändernde Kraft. Dieser Rückblick bietet die Möglichkeit, die Identität zu stärken, dem Erlebten Sinn zu geben, sich mit seiner Biografie auszusöhnen.

abgelegenen Ort im Kanton Luzern, genau dort, wo die andere geboren wurde. Seither grüssen sie sich und trinken gemeinsam Kaffee.

Erzählcafés sind Begegnungsräume, die für alle zugänglich sind und wo die Teilnehmenden von ihrem Leben, ihren Erfahrungen und Erinnerungen erzählen. Ausgangspunkt bildet dabei ein vordefiniertes Thema von allgemeinem Interesse. Reisen, das Zuhause, die Nachbar:innen und das Telefon sind nur einige Beispiele. Erzählcafés umfassen zwei Teile: das Erzählen mit einer Dauer von 45 bis 60 Minuten, und das anschliessende Kaffeetrinken in gemütlicher und ungezwungener Atmosphäre mit einem Snack und Raum für weiterführende Gespräche im kleineren Kreis.

Ein geschützter Rahmen

Die Aufgabe der Moderatorinnen und Moderatoren besteht darin, einen vertrauensvollen und respektvollen Rahmen zu schaffen, das Gespräch zu begleiten und zu steuern. Ausserdem achten sie darauf, dass alle Teilnehmenden zu Wort kommen, wenn sie dies wünschen, und sprechen ihnen bei sensiblen oder emotionalen Reaktionen auf die Erzählungen tröstend zu. Erzählcafés sind keine Diskussionen. Es wird weder beurteilt, noch kommentiert oder unterbrochen. Erzählen ist freiwillig, Zuhören aber Pflicht. Das sind die vorrangigen Regeln eines Erzählcafés. Sie tragen zur Schaffung eines geschützten und respektvollen Rahmens bei. Erzählcafés erfüllen keinen therapeutischen Zweck, auch wenn ihre Wirkung durchaus in diese Richtung gehen kann.

Das Erzählen der Lebensgeschichte hat eine verändernde Kraft. Dieser Rückblick bietet die Möglichkeit, die Identität zu stärken, dem Erlebten Sinn zu geben, sich mit seiner Biografie auszusöhnen. Lebensgeschichten finden Resonanz und verstärken das Gefühl von Zugehörigkeit. «Über die individuelle Lebensgeschichte hinaus kommen dabei die politischen, sozialen, religiösen und kulturellen Bedingungen in der Zeitgeschichte zum Vorschein. Dabei können die Teilnehmenden durch den Rückblick im Kontext der Gruppe Gemeinsamkeiten und Unterschiede entdecken sowie individuelle Erfahrungen besser verstehen, einordnen und neu

bewerten», schreibt Johanna Kohn, Professorin an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz, in einem Artikel von 2020 mit dem Titel «Wir sind, was wir erzählen».

Erzählcafés haben ihren Ursprung in Berlin

Ihren Anfang nahmen die als soziokulturelle Interventionen geltenden Erzählcafés gegen Ende der 1980er-Jahre in Berlin – genauer gesagt in Wedding, einem Stadtbezirk, der damals von der berühmten Berliner Mauer durchtrennt war und sich durch eine manchmal explosive soziale Durchmischung auszeichnete, erzählt Johanna Kohn. In Berlin wie auch in Wien entstanden immer mehr solche Gesprächskreise. Sie erlaubten der Bevölkerung, über Erlebtes zu sprechen, persönliche Realitäten zu teilen und die Vergangenheit zu verarbeiten.

Während Erzählcafés heute vor allem den Anspruch haben, den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Akzeptanz von Diversität zu fördern, war das Anfang der 2000er-Jahre in der Schweiz entwickelte Konzept zunächst für ältere Menschen gedacht. «Biografiearbeit ist eine Hauptaufgabe im Alter. Die Fragen, wer man denn geworden ist, welche Lebensprojekte abgeschlossen werden konnten und welche nicht, wo man erfolgreich, schuldig, klug, mutig oder Opfer war und was man mit der verbleibenden Lebenszeit noch tun möchte, sind existenziell – besonders in Umbruchszeiten», betont Johanna Kohn. Die Professorin, die eine Weiterbildung in der Moderation von Erzählcafés anbietet, gehört auch zu den Ideengeberinnen der Erzählcafés in der Schweiz und des Netzwerks Erzählcafé. «In diesem Prozess der Wiederaneignung ihres Lebens wollen betagte Menschen als Autoren ihrer Lebensgeschichte betrachtet und behandelt werden», so Johanna Kohn weiter.

Gut für die Gesundheit

Laut einer Gruppe deutscher Forscherinnen in psychosozialer Medizin und Psychotherapie fördert biografisches Erzählen die Aufrechterhaltung der individuellen Identität und die soziale Teilhabe. Im Wesentlichen zum gleichen Schluss kommt eine von der Gesundheitsförderung Schweiz beauftragte Evaluation. In ihrem Bericht vom Dezember 2022 schreiben die Autorinnen und Autoren, «dass die Teilnahme an einem Erzählcafé einen positiven Einfluss auf die psychische Gesundheit von (älteren) Menschen hat». Ausserdem betonen sie: «Diese Art der strukturierten Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie kann Aspekte wie Lebenszufriedenheit, Selbstwert, Selbstwirksamkeit und soziale Zugehörigkeit positiv beeinflussen». Somit ist die Methode Erzählcafé für die Biografiearbeit mit älteren Menschen besonders gut geeignet. ■

Weitere Informationen:
→ netzwerk-erzaehlcafe.ch

«Wir bestimmen nicht alleine, wer wir sind»

Die Identität einer Person beschränkt sich nicht auf die Informationen in ihren Ausweispapieren. Sie ist komplex, paradox und vielfältig. Sie entwickelt sich über das ganze Leben hinweg. Wichtige Faktoren sind persönliche Ressourcen, das soziale Umfeld und gesellschaftliche Normen. Ein Blick auf das Thema mit Dario Spini, Sozial- und Politikwissenschaftler der Uni Lausanne*.

Interview: Anne-Marie Nicole

Wie würden Sie den Identitätsbegriff definieren?

Ich könnte sagen, Identität ist einfach die Antwort auf die Frage «Wer bin ich?». Identität ist aber komplexer und bildet sich bei jeder Person auf spezifische Art und Weise. Identität vereinigt persönliche Eigenschaften, psychische und physische, die sich aus dem autobiografischen Gedächtnis speisen: woher ich komme, wer ich bin, was meine Motivationen sind, meine Tätigkeiten, wie meine Zukunftsvorstellungen aussehen. Gegenstände wie das Auto oder die Kleidung gehören ebenfalls dazu, wenn ich sie als einen Teil von mir betrachte. Auch das spirituelle Selbst spielt eine Rolle: Glaube, Überzeugungen und Werte.

Und wie steht es mit der sozialen Komponente der Identität?

Für die Bildung der Identität ist das soziale Umfeld eines Individuums wichtig, und zwar über die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb von Personengruppen, sei dies die Familie, die Arbeit, der Sportclub oder auch in einer sozialen Institution. Die

Identitätsmerkmale, die eine Person selbst von sich wahrnimmt, so zum Beispiel die Art, sich auszudrücken, das Aussehen oder die berufliche Tätigkeit, nimmt auch die Aussenwelt wahr. Wie wir uns geben und das Bild, das andere von uns haben: Beide Aspekte tragen zur Bildung unserer Identität bei. Wir bestimmen nicht allein, wer wir sind.

Viele Aspekte unserer Identität interagieren mit der Identität anderer Menschen. Das führt natürlich auch zu Konflikten.

In Fall unterschiedlicher Identitäten kann es zu Konflikten kommen, selbst ohne sich persönlich zu kennen. Aspekte der Identität interagieren dabei auf verschiedenen Ebenen. Das kann im Inneren einer Person selbst sein, aber auch zwischen verschiedenen Personen sowie von einer Person gegenüber einer komplexen, in sich widersprüchlichen Welt. Auch in sozialen Institutionen treffen unterschiedliche Identitäten aufeinander und können zu Konflikten führen. Jeder soziale Ort ermöglicht Chancen, legt aber auch Hindernisse in den Weg. Bei einem

Leben innerhalb einer Gemeinschaft ist es nicht immer möglich, die eigene Identität auszudrücken. Jede Person muss sich diesem Umfeld anpassen.

Der Identitätsbegriff ist paradox, umfasst Unterscheidung und Anpassung gleichermaßen.

Es geht darum, wie man sich gegenüber anderen positionieren will. Identität schliesst immer beides ein, sich mit etwas oder mit anderen zu identifizieren, aber auch sich von etwas oder von anderen zu unterscheiden. Das was uns mit anderen verbindet, ermöglicht es uns, mit andern zusammenzuarbeiten, uns gegenseitig zu unterstützen. Und das, was uns von anderen unterscheidet, ist sicherlich eine Bereicherung, führt aber manchmal auch zu Schwierigkeiten.

Individuen bewegen sich also stets zwischen dem, was sie einzigartig macht, und dem, was sie mit anderen verbindet?

Genau, wobei es hier grosse Unterschiede im Verlauf der Geschichte gibt. Es gab Zeiten, in denen die Familie, der Clan, die Religion über dem →

einzelnen Individuum standen. Die Stellung des Individuums im Kollektiv variiert in der Geschichte sehr stark. Heute bildet die Einzigartigkeit des Individuums die Norm. Wir leben in einer sehr individualistischen Gesellschaft. Jeder Mensch schafft sich seine eigene Geschichte, seinen «persönlichen Mythos», indem er sich mit einer übertriebenen Darstellung des eigenen Selbstbildes und der eigenen Identität in den sozialen Medien in Szene setzt.

Wie beeinflusst diese Norm, einzigartig sein zu müssen, die Identitätsbildung?

Einzigartig oder auch autonom sein zu müssen, vermittelt die Vorstellung, dass alle, die nicht autonom sind –

dazu gehören Menschen mit Behinderung und betagte Personen –, verletzlich oder abhängig sind. Und in der Schweiz leben viele Menschen, die dieser Norm nicht entsprechen und sich deshalb minderwertig oder sogar diskriminiert fühlen. Im Rahmen unserer Arbeiten mit dem Forschungszentrum LIVES haben wir beschlossen, den Spiess umzudrehen und die Vulnerabilität als Norm zu definieren. Wir alle sind verletzlich, einfach in unterschiedlichen Ausmass. Diese Selbsterkenntnis erlaubt es, allen Personen dabei zu helfen, ihrer Situation entsprechend möglichst viel Autonomie zu erlangen. Seit diesem Perspektivenwechsel hat sich mein Leben verändert.

Eine solche Umkehr der Normen ist tatsächlich sehr entlastend und zudem führt es dazu, dass wir hilfsbereiter werden...

Genau. Schon in der Schule hören wir ständig «sei selbstständig!». Was wir hingegen weniger lernen, ist, jenen zu helfen, die Schwierigkeiten haben, oder dass wir selbst um Hilfe bitten können, wenn es für uns einmal gerade schwierig ist. Der Wettkampf ist wichtiger als die Zusammenarbeit. Bereits als Kind stehen wir im Wettbewerb zu anderen und müssen beweisen, dass wir uns zu einem selbstständigen Individuum entwickeln. Das ist sicher richtig, aber nicht ausreichend. Nicht alle werden dies auf die gleiche Art und Weise schaffen. Menschen haben unterschiedliche Vulnerabilitäten, die mit ihrer Geschichte oder ihrer Genetik zusammenhängen und sind nicht zwingend dafür verantwortlich, was ihnen widerfährt.

Wie kann sich die Identität bei vulnerablen Personen (neu) bilden?

Nehmen wir als Beispiel die Behinderung. Grundsätzlich werden zwei Situationen unterschieden: angeborene und später eingetretene Behinderungen. Letztere haben einen Identitätsbruch zur Folge, und Betroffene müssen ihre Identität neu aufbauen. Die Dynamik unterscheidet sich in diesen beiden Situationen. Auch die Ressourcen, über die Betroffene verfügen, um möglichst ihren Wünschen entsprechend zu leben, sind nicht dieselben. Die Zukunft gestaltet sich ganz anders, wenn ein Mensch von Grund auf – selbst mit Einschränkungen – eine Identität aufbauen kann, als wenn er zum Beispiel nach einem Unfall eine neue Geschichte und Identität erschaffen muss.

Um Identität leben und gestalten zu können, sind persönliche Ressourcen erforderlich. Welche können Sie hier konkret benennen?

Es gibt unterschiedliche Arten von Ressourcen. So etwa persönliche Ressourcen, die ein Individuum auf seinem bisherigen Lebensweg erworben hat und die eng mit seiner Persönlichkeit und seinen Fähigkeiten verknüpft sind.



Dario Spini: «Wir haben beschlossen, den Spiess umzudrehen und die Vulnerabilität als Norm zu definieren. Letztlich sind wir alle vulnerabel, einfach auf unterschiedliche Art und Weise.» Foto: zvg

Zudem gibt es Ressourcen, die sich aus dem Umfeld speisen: So stehen isoliert lebenden Menschen weniger Ressourcen zur Verfügung als solchen, die verschiedenen sozialen Gruppen angehören, mit denen sie sich identifizieren und an denen sie sich orientieren können. Sozial sehr aktive Menschen sind auch in der Lage, sich neue Ressourcen zu erschliessen, sich neu zu orientieren und Zukunftspläne zu entwickeln.

Ist die Identität von sogenannt vulnerablen Personen zwingend verletzlich und instabil?

Nein. Die Identität kann sich wirklich auf ganz viele verschiedene Arten ausdrücken und bilden. Manche Personen finden Nischen, wo sie sich entfalten können. So zum Beispiel im Sport für Menschen mit Behinderung. Bei der Identität geht es auch um die Art und Weise, wie man sich in der Welt verortet. Und das ist nicht immer einfach, selbst für Menschen, die in unserer Gesellschaft nicht als verletzlich gelten. Es ist schwierig, so zu leben, wie man das selbst wirklich will, und nicht einfach so, wie das soziale Umfeld dies einfordert. In einem Umfeld, in einer Gesellschaft, die offen ist gegenüber anderen Lebensentwürfen und Lebensmöglichkeiten, wo Menschen weder stigmatisiert noch diskriminiert werden, ist es auch einfacher, seine Vulnerabilität oder Behinderung zu akzeptieren.

Vulnerabilität ruft oft negative Vorstellungen hervor. Begünstigt dies die Abschottung von anderen?

Menschen, die diskriminiert werden, weil sie nicht einem bestimmten Gesellschaftsmodell entsprechen, schliessen sich oft zusammen. So finden sie Solidarität und erhalten mehr Gewicht gegenüber jenen, die sie diskriminieren. Das ist der Grund für die Entstehung von sozialen Bewegungen. In solchen Bewegungen entsteht eine kollektive Identität von Menschen, die in der gleichen Situation sind. Der Zusammenschluss in solchen Bewegungen ermöglicht es dann, sich gegenüber der Gesellschaft, in der sie aufgrund ihrer Verhaltensweisen oder Überzeugungen marginalisiert

werden, besser verteidigen können. Mittels ihrer Präsenz im öffentlichen Raum machen sie auf sich aufmerksam.

Sprechen Sie hier auf die «Mad Pride»-Bewegung an? Diese ist ja in Anlehnung an die «Gay Pride»-Bewegung entstanden.

Sich mit anderen Menschen, die sich durch eine gemeinsame Identität miteinander verbunden fühlen, im öffentlichen Raum zu bewegen, hat zum Ziel, die Gesellschaft für eine Problematik zu sensibilisieren. Die Gruppe bietet Sichtbarkeit. Eine Einzelperson hat viel mehr Mühe, sich Gehör zu verschaffen. Mittels solcher sozialer Bewegungen sind in den letzten Jahren wichtige gesellschaftspolitische Themen in das Bewusstsein der Öffentlichkeit getreten, insbesondere rund um Genderfragen. →

«Einzigartig oder auch autonom sein zu müssen, vermittelt die Vorstellung, dass alle, die nicht autonom sind – dazu gehören Menschen mit Behinderung und betagte Personen –, verletzlich oder abhängig sind.»

Dario Spini

Anzeige



Ich höre, also **lese** ich.

Lesen, ohne das Buch zu sehen: Unsere Medien bieten Sehbehinderten einen Zugang zur Weltliteratur. Helfen auch Sie, Literatur für alle hörbar zu machen!

SWISS ZEW0
CERTIFIED

SBS SCHWEIZERISCHE BIBLIOTHEK FÜR BLINDE, SEH- UND LESEBEHINDERTE

SPENDEN MIT TWINT



SPENDENKONTO CH74 0900 0000 8000 1514 1

Emeda – die mobilen Heimärzte in Alters- und Pflegeheimen: Ein Blick in die Zukunft der Gesundheitsversorgung

In der Schweiz steht die Gesundheitsversorgung vor immer neuen Herausforderungen, insbesondere bei der Pflege und Betreuung älterer Menschen. Aufgrund des Ärztemangels haben viele Alters- und Pflegeheime Schwierigkeiten, die ärztliche Versorgung ihrer Bewohnerinnen und Bewohner sicherzustellen. Das Konzept von Emeda bietet eine wegweisende Antwort auf diese Herausforderungen.

Interprofessionelles Team mit hohem Qualitätsstandard

Bei Emeda arbeitet ein Team aus Fachärzten, Geriatern, Pflegeexperten, medizinischem Assistenzpersonal, Apothekern und APN (Advanced Practice Nurse), das interprofessionell mit dem Pflegepersonal in Alters- und Pflegeheimen agiert. Das heisst: Eine Ärztin oder ein Arzt kommt gemeinsam mit einer medizinischen Assistenz regelmässig bei der Institution zur Visite vorbei, wobei der Arzt dem Heim fest zugeordnet ist. So unterstützt Emeda die Heime dabei, die ärztliche Versorgung sicherzustellen. Aber die Dienstleistungen von Emeda gehen noch weiter: Dank einem Netzwerk von rund 370 Apotheken profitieren die Institutionen auch von einer umfassenden pharmazeutischen Betreuung, inklusive Medikamentenlieferung und Verblisterung. Es versteht sich von selbst, dass hohe Qualitätsstandards bei einem solchen Angebot von zentraler Bedeutung sind. Emeda konnte sich als erste mobile Heimarztpraxis der Schweiz von EQUAM zertifizieren lassen. Zudem ist die Praxis eine vom SIWF anerkannte Weiterbildungsstätte für den ärztlichen Nachwuchs im Bereich Geriatrie.

Ganzheitliche Betreuung: 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr

Das Emeda-Team folgt einem ganzheitlichen Ansatz, der nicht nur akute Gesundheitsprobleme im Blick hat, sondern auch präventive Massnahmen

bietet. Durch regelmässige Besuche können Veränderungen im Gesundheitszustand frühzeitig erkannt und entsprechende Massnahmen ergriffen werden. So hilft Emeda, ernsthafte Erkrankungen zu verhindern oder in einem frühen Stadium zu behandeln, was die Lebensqualität der Bewohnenden verbessert. Zudem steht den Alters- und Pflegeheimen ein telefonischer ärztlicher Hintergrunddienst zur Verfügung, der das ganze Jahr über 24 Stunden am Tag erreichbar ist.

Effizient, ressourcenoptimiert und persönlich

Ein wichtiger Punkt im Kampf gegen den Fachkräftemangel ist die Optimierung von Ressourcen. Hier spielt das Team von Emeda eine tragende Rolle: Indem an einem Ort mehrere Patientinnen und Patienten besucht werden, kann das Arztpersonal seine Zeit effizienter nutzen, ohne dass die Qualität der Betreuung darunter leidet. Das Pflegepersonal wird entlastet. Die Visiten an einem fixen Tag erleichtern und steigern die Prozessabläufe in den Alters- und Pflegeheimen und die feste personelle Zuordnung zu einer Institution erhöht die persönliche Bindung zwischen Bewohnenden, medizinischem Personal und dem Pflegepersonal.

Technologische Integration

Aber nicht nur die Optimierung der Ressourcen wirkt dem Fachkräftemangel entgegen: Auch die Integration mo-



derner Technologien ist unabdingbar, um effizienter zu arbeiten und trotzdem genug Zeit für die Patientinnen und Patienten zu haben. Emeda dokumentiert während der Visite alle Daten in einer elektronischen Patientenakte. Nebst dem Zeitgewinn bei der Erfassung wird so auch ein nahtloser Austausch zwischen allen beteiligten Fachpersonen ermöglicht. Gemeinsam mit anderen Playern im Gesundheitsmarkt investiert Emeda Ressourcen in die stetige Weiterentwicklung von Technologien, um die digitalen Prozesse im Gesundheitswesen, z. B. bei der elektronischen Bestellung von Medikamenten, weiter voranzutreiben.

Pionierarbeit für das Gesundheitswesen

Emeda leistet Pionierarbeit. Im Jahr 2024 wird im Rahmen eines Pilotprojekts erstmals eine APN gemeinsam mit einem Arzt auf Visite gehen, unterstützt durch telemedizinische Anwendungen. Es ist davon auszugehen, dass dieser innovative Ansatz einen wegweisenden Einfluss auf die Zukunft der Gesundheitsversorgungen haben wird.

Führt die Marginalisierung durch die Gesellschaft aufseiten von Menschen mit Behinderung zu einer auf die Beeinträchtigung eingeschränkten Selbstsicht?

Nein, denn Menschen besitzen die grossartige Fähigkeit, Geschichten zu erzählen, sich etwas vorzustellen, Zukunftspläne zu entwickeln und dabei gleichzeitig einen Bezug zu ihrer Realität herzustellen. Diese narrative Identität, die Art, sich selbst und anderen etwas zu erzählen, verleiht dem Leben Kohärenz und Sinn. Und dieser Sinn kann in jeder Situation gefunden werden. Es gibt auch Menschen, die sich für ein zurückgezogenes Leben entscheiden, um sich den Blicken der anderen zu entziehen, einem System zu entfliehen, in dem sie leiden könnten, und die sich so eine ganz andere Identität aufbauen. Auch hier kommt es darauf an, welche Ressourcen einer Person zur Verfügung stehen und welchen persönlichen und materiellen Einschränkungen sie unterliegt.

Menschen erleben im Verlauf ihres Lebens kritische Ereignisse, Übergänge, Brüche. Welchen Einfluss hat dies auf die Identität?

Sie müssen nicht zwingend einen Einfluss haben. Gewisse Übergänge, wie jener von der Schule ins Berufsleben, gehören zur biografischen Kontinuität. Manchmal kommt es aber auch zu unerwarteten Ereignissen, die einen Bruch im bisherigen Lebensweg markieren und das Gleichgewicht stören, so zum Beispiel eine Krankheit, ein Unfall, ein Todesfall oder eine Trennung. In der Folge muss die Identität auf eine neue Grundlage gestellt werden. Dazu greifen Personen im Umfeld, in den alltäglichen Dingen und in ihrem Gedächtnis auf Elemente zurück, welche die Kohärenz in ihrem Leben stärken.

Mit dem Alter verändert sich der berufliche und soziale Status einer Person ebenso wie ihre körperlichen und kognitiven Fähigkeiten. Bedeutet das gleichzeitig auch einen Identitätsverlust?

In Bezug auf den Übertritt in den Ruhestand zeigen Studien eher eine Form der

Befreiung: Wieder mehr Zeit haben, auch wenn junge Rentnerinnen und Rentner einen vollen Terminkalender haben. Dass die Pensionierung zwangsläufig mit einem Identitätsverlust einhergeht, ist nicht belegt. Vor allem bei Männern, die ihr ganzes Leben auf die Arbeit ausgerichtet haben, kann dies aber durchaus der Fall sein. Bei den Frauen in der Schweiz trifft dies im Allgemeinen aber nicht zu. Zudem handelt es sich hier um ein Modell, das die jüngeren Generationen infrage stellen. Hat jemand seine ganze Zeit und Kraft vor allem in die Arbeit investiert, fehlen Ressourcen, die man in anderen sozialen Gruppen oder Tätigkeitsfeldern hätte finden können. Dies zeigt, dass man in Bezug auf die Identität vielleicht nicht alles auf eine Karte setzen sollte.

Bei älteren Menschen, die in einem Pflegeheim leben, spricht man oft von einem Identitätsverlust aufgrund des dominierenden Kollektivs.

Eine wesentliche Rolle spielt hier auch die veränderte Wohnsituation. Ein Heimeintritt, vor allem, wenn er nicht gewollt war, markiert einen Bruch in der Biografie und führt dazu, dass sich die Bewohnenden ihre Zukunft nicht mehr vorstellen können, ausser sie verfügen über Ressourcen aus der Vergangenheit oder in ihrem Umfeld. Eine Studie hat gezeigt, dass ganz

besonders die Identität der betagten Menschen als Eltern offensichtlich sehr lange intakt bleibt und gerade auch im Alters- oder Pflegeheim fortbesteht. So bestätigen Neunzigjährige, dass sie für ihre Kinder leben.

Man vergisst, dass all diese Menschen im Alters- und Pflegeheim nicht immer abhängig und verletzlich waren. Was ist zu tun?

In Alters- und Pflegeheimen findet in der Regel ein Eintrittsgespräch statt, in dem es ganz besonders auch um die Lebensgeschichte der Bewohnenden geht. Die Frage ist, was man danach damit macht. Oft weiss man nicht, wer die Person ist, wo sie herkommt, wie ihre Vergangenheit aussieht. Der institutionelle Kontext fördert die Kontinuität des Lebenswegs nicht immer. Viele Beispiele zeigen, wie wichtig die Geschichte eines Menschen ist, um sein Verhalten zu verstehen und zu wissen, wie man ihn begleiten kann. ■

* Dario Spini ist Sozialpsychologe und ordentlicher Professor an der Fakultät für Sozial- und Politikwissenschaften der Universität Lausanne. Zudem ist er Professor am interdisziplinären Forschungszentrum für Lebensverläufe und Verletzbarkeit LIVES. Seine Forschungsarbeiten befassen sich hauptsächlich mit Vulnerabilität sowie Prozessen und Ressourcen zur Bewältigung von Ereignissen und Übergängen im Verlauf des Lebens.

Anzeige



ROHRMAX 

Lüftungsreinigung

Rohre + Geräte

Alle Marken

Wann was reinigen?

Übersicht auf rohrmax.ch

Kostenlose Funktionskontrolle Lüftung

...alles hygienisch? 0848 852 856

info@rohrmax.ch



Eine Welt für sich: Das Pflegeheim Sonnenweid in Wetzikon ermöglicht Menschen mit Demenz in den sechs miteinander verbundenen Gebäuden und innerhalb der grossen Gartenanlage viel Bewegungsfreiraum. Foto: Sonnenweid

Den Menschen so sein lassen, wie er ist

Die Sonnenweid, ein auf Menschen mit Demenz spezialisiertes Pflegeheim in Wetzikon ZH, ist ein Kosmos für sich. Zur Aussenwelt sind die Türen geschlossen. Im Innern ist der Freiraum umso grösser. Die Menschen dürfen ihre Eigenart leben. Und: Die Art und Weise, wie die Pflegenden mit ihnen unterwegs sind, mit ihnen in Beziehung treten, ermöglicht das Erleben von Identität.

Von Elisabeth Seifert



Ein kleiner Wasserfall purzelt über dunklen Stein – mitten im Gebäude vom zweiten Stock ins Erdgeschoss. Man fühlt sich fast wie auf einem Wanderweg, wenn man das Rauschen des Wassers und die liebevoll mit Pflanzen und Holzelementen gestalteten Biotope von der die Stockwerke verbindenden Rampe aus auf sich wirken lässt. Mehrere Nischen laden ein, innezuhalten und sich auszuruhen. «Vielleicht erinnert sich jemand an Ferien in den Bergen», sagt Pflegedienstleiterin Doreen Prüher. «Vor allem aber möchten wir unseren Bewohnerinnen und Bewohnern, auch den Mitarbeitenden, ein angenehmes Gefühl vermitteln.»

Wir befinden uns mitten in der Sonnweid-Welt, in einem der sechs weitläufigen, miteinander verbundenen Gebäude, dem Zuhause von 174 Menschen mit mittlerer bis schwerer Demenz. Sie wohnen und bewegen sich in grosszügigen, lichtdurchfluteten Räumen, an den Wänden hängen Bilder und Fotos. Die unterschiedlichen Farben von Gängen und Wänden setzen wohnliche Akzente und schaffen Orientierung. Von allen Bereichen aus gibt es Zugänge zur weitläufigen Gartenanlage mit verschlungenen Wegen und Winkeln. Es lässt sich erahnen, dass die Bewohnenden hier, vom Frühling bis in den Herbst hinein, so manchen Wohlfühlmoment geniessen können.

Eine völlig andere Normalität

Die Sonnweid-Welt, am Rand von Wetzikon im Kanton Zürich, ist ein Kosmos für sich. Zur Aussenwelt sind die Türen

geschlossen. Im Inneren ist der Freiraum, die Freiheit, dafür umso grösser. «Wir lassen jeden Menschen so sein, wie er ist,» benennt Gerd Kehrein, der Leiter Bildung, ein wichtiges Prinzip im Umgang mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Und dieses schliesse auch ein, dass die Menschen «das tun können, was für sie sinnvoll ist.» Das muss aber überhaupt nicht dem entsprechen, was wir gemäss unseren landläufigen Vorstellungen und Normen als sinnvoll empfinden.

«Wir haben eine völlig andere Normalität bei uns im Haus», unterstreicht denn auch Doreen Prüher. So werde etwa das Umherlaufen nicht als ziel- oder sinnlos betrachtet, die Menschen werden vielmehr dabei unterstützt, ihren Bewegungsdrang leben zu können. «Die Türen sind nicht geschlossen, alle können sich innerhalb des Gebäudekomplexes und im Garten frei bewegen», betont Prüher. In der Nacht ist einzig der Zugang zum Garten zu. Offen sind gerade auch die Türen zu Stationen und Wohngruppen. «Alle sind überall willkommen.» Und während sie über die Flure laufen, können sie sich an den überall verteilten Essensstationen bedienen. Öfter kommt es vor, dass sich jemand in das Bett eines anderen legt oder auf dem Sofa in einer anderen Wohngruppe übernachtet. Zudem kann es schon mal sein, dass ein Bewohner auf dem Fussboden schläft, wo er oder sie dann vom Personal zugedeckt wird.

Mit «In der Demenz wird die Norm zur Un-Norm, wobei Un-Norm mit Chaos gleichgesetzt werden kann», benennt Gerd Kehrein einen langjährigen Leitgedanken der Sonnweid, um dann – bewusst provokativ – zu schlussfolgern: «In der Sonnweid wird das Chaos zur Norm.» Für Angehörige oder Besucher kann das gewöhnungsbedürftig sein. Zum Beispiel, wenn jemand am Tisch aus dem Glas seiner Nachbarin trinkt oder das Unterhemd über dem Pullover trägt. Oder wenn eine Bewohnerin aus einer Rabatte im Garten Pflanzen herauszieht, um diese anderswo wieder einzusetzen, oder wenn es für jemanden Sinn macht, das Badezimmer umzubauen.

«Zu einem freien, selbstbestimmten Leben gehört, dass die Menschen bei uns weitgehend selbst entscheiden, was sie tun möchten oder auch nicht tun möchten», unterstreicht Prüher – und fügt bei: «Wir versuchen einen Menschen mit Demenz nicht mit seinen Defiziten zu konfrontieren. Er oder sie ist nicht falsch, wir nehmen an, was ist, und das ist richtig so.»

In Beziehung sein

Diese Haltung, Menschen mit Demenz in ihrem Anderssein anzunehmen, lasse diese zur Ruhe kommen, beobachtet Doreen Prüher. Mit «annehmen» meint sie, dass die Mitarbeitenden die Menschen nicht einfach nur →

gewähren lassen, sondern auf sie eingehen. Die Bewohnerinnen und Bewohner müssen spüren und wissen, dass sie so, wie sie sind, richtig sind. «Sie erhalten überall Ansprache und werden jederzeit wahrgenommen,» so die Pflegedienstleiterin. Sie werden zum Beispiel immer begrüsst, wenn sie durch die Flure laufen. Prüher: «Ich halte oft auch einen Moment inne, um herauszufinden, wie es ihnen geht und ob sie von uns etwas brauchen.»

Und wenn sich bei jemandem eine besondere Unruhe zeigt, dann machen die Mitarbeitenden gemeinsam mit diesem Menschen eine Runde durchs Haus. «Dadurch treten wir mit ihnen in Beziehung», sagt sie und betont: «In Beziehung zu sein, ist unser wichtigstes Medikament.» Ganz ähnlich bezeichnet Gerd Kehrein die «Beziehungsarbeit» als das wesentliche Element in der Haltung gegenüber Menschen mit Demenz. Kein Mensch schliesslich sei zum Alleinsein geboren. «Um Identität zu erleben, braucht es ein Gegenüber», sagt Kehrein in Anlehnung an den berühmten Satz von Religionsphilosoph Martin Buber: «Der Mensch wird am Du zum Ich.»

Auch mit Aktivitäten und Beschäftigungen lasse sich Identität stiften, so Kehrein, das Wichtigste für die

«Wir versuchen einen Menschen mit Demenz nicht mit seinen Defiziten zu konfrontieren. Er oder sie ist nicht falsch, wir nehmen an, was ist, und das ist richtig so.»

**Doreen Prüher,
Leiterin Pflegedienst**

Lebensqualität, das Erleben von Identität und Individualität «sind aber die Menschen, die mit mir unterwegs sind und wie sie dies tun». Doreen Prüher macht immer wieder die Erfahrung, dass es für Menschen mit Demenz schon nur beruhigend ist, wenn man bei ihnen ist, gerade wenn sie traurig sind, «die Menschen wollen gedrückt und in den Arm genommen werden».

Anzeige



**Bei uns finden
Sie das passende
Personal!**

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

Im Hier und Jetzt

Dieses mit den Menschen «in Beziehung sein» respektive immer wieder «in Beziehung treten» und zu sehen, wie sich das positiv auf diese auswirkt, sei gerade auch für Mitarbeitende erfüllend und befriedigend, sagt Doreen Prüher. Das Erlernen dieser Haltung bezeichnet sie aber auch als Lebensschule: «Wir sind gefordert, im Hier und Jetzt zu sein und uns ganz auf das Gegenüber einzulassen.» Menschen mit Demenz geben einem sofort zu spüren, weiss Prüher, wenn eine Mitarbeiterin mit den Gedanken ganz woanders ist und nebenbei schnell noch die Pflege erledigen will. «Schnell geht meistens nicht, weil der Bewohner oder die Bewohnerin gerade ganz andere Absichten verfolgt.»

Die Arbeit für Menschen mit Demenz erfordere eine gewisse Langsamkeit, trage zur Entschleunigung bei. Es braucht Zeit, Empathie und viel Beobachtung, um die Bedürfnisse von Menschen zu erkennen, die ihre Wünsche kaum mehr verbal zum Ausdruck bringen können. Wichtig ist für Kehrein und Prüher zu betonen, dass die Sonnweid nicht auf mehr Mitarbeitende zählen kann als andere Pflegeheime auch. Von Bedeutung sei vielmehr die Erfahrung, so Prüher, und, wie Gerd Kehrein beifügt, die in der Sonnweid gepflegte und geschulte Haltung.

Neben einer klaren Haltung muss die Betreuung und Pflege von Menschen mit Demenz mit der Einsicht verbunden sein, so Kehrein, dass diese im Hier und Jetzt leben. Das Gestern und Morgen ist für sie nicht mehr von Bedeutung. Dieses Wissen beeinflusst gerade auch den Umgang mit der Biografie der Menschen. Auch in der Sonnweid wird – wie in vielen gerade auf Demenz spezialisierten Heimen – eine auf die Biografie bezogene Begleitung und Betreuung gepflegt.

Der Mensch trägt seine Biografie in sich

«Wir versuchen in der Pflege und Betreuung das umzusetzen, was wir im Moment sehen», hält Doreen Prüher fest. «Die Menschen zeigen uns, was für sie wichtig ist, und wir passen uns dieser Situation in der Pflege an.» Das Verhalten und die Emotionen, die ein Mensch äussert, sind dabei immer auch von seiner Biografie geprägt, «der Mensch trägt seine Biografie in sich», wie es Prüher formuliert.

Es kann zum Beispiel sein, dass jemand auf eine bestimmte Mitarbeiterin negativ reagiert, ohne dass wir uns dies erklären können. «In einem solchen Fall versuchen wir in der Biografie Antworten zu finden und fragen bei den Angehörigen nach.» Womöglich wird der Bewohner durch die Mitarbeiterin an eine bestimmte Person erinnert. Oder jemand verweigert plötzlich den Kaffee zum Frühstück: Aus dem Gespräch mit den Angehörigen wird dann deutlich, dass die Bewohnerin früher viel Tee getrunken hat. Bei der Arbeit mit der Biografie gehe man in der Sonnweid, wie Prüher und Kehrein betonen, aber immer von der Wahrnehmung im Hier und Jetzt aus.

Es mache wenig Sinn, bei Vorlieben und Abneigungen eines Menschen vor allem auf bestimmte Angaben von Angehörigen zu vertrauen, die möglicherweise gar nicht –

mehr – der aktuellen Lebensrealität entsprechen. Kehrein: «Wir erleben häufig, dass Angehörige Möbel und Bilder von zu Hause mitbringen, die eine Person in den letzten Jahren immer sehr geliebt hat, diese für sie aber dann plötzlich völlig fremd sind, weil sie in ihrem Selbstverständnis 25 Jahre früher lebt.»

«Wir wissen nicht, an welchem Zeitpunkt ihres Lebens die Menschen für sich jetzt stehen», sagt Kehrein, der sich eingehend mit dem Thema Biografiearbeit beschäftigt hat. Er vergleicht unser Leben mit einem Bücherregal, wo die einzelnen Bücher, chronologisch geordnet, von Monat zu Monat unsere Geschichte erzählen. Mit dem Beginn der Demenz beginnen diese Bücher aus dem Regal zu fallen. Zudem verändern sich Menschen mit der Demenz und entwickeln neue Vorlieben oder Abneigungen. So wird jemand womöglich zu einem Langschläfer, obwohl er zeit seines Lebens ein Frühaufsteher war. Oder eine Hausfrau, die immer leidenschaftlich gern gekocht hat, will vom Kochen nichts mehr wissen.

«Auch mit Aktivitäten und Beschäftigungen lässt sich Identität stiften, das Wichtigste aber sind die Menschen, die mit mir unterwegs sind, und wie sie dies tun.»

Gerd Kehrein, Leiter Bildung

Schöne Gefühle, positive Erinnerungen

«Wir konzentrieren uns darauf, den Moment für die Menschen schön und angenehm zu gestalten», sagt Doreen Prüher. Neben der zu Beginn erwähnten Gestaltung der Innen- und Aussenräume gehören bestimmte Aromen und Düfte dazu, die guttun und positive Erinnerungen wecken. Auch Musik und die Gemeinschaft mit Tieren tragen zu einem Wohlgefühl bei.

«In unserem Angebot ist vieles integriert, das womöglich einen Bezug zur Biografie hat, wir gehen aber nicht so weit, jemanden zu einer Aktivität zu drängen, welche heute für ihn nicht mehr von Bedeutung ist. Die Menschen sollen so sein, wie sie sind und das tun, was sie gerade mögen. ■

Die Zukunft
ist offen.
Wir bereiten
Sie darauf
vor!



Weiterbildung



**Weil erstklassige
Bildung wirkt.**

artisetbildung.ch

**ARTISET
Bildung**

ARTISET Bildung ist kompetente Dienstleisterin für umfassende Bildung im Gesundheits- und Sozialbereich. Kompetenzorientiert, vielfältig, bedarfsorientiert – wir bieten wertvolle Impulse für Fach- und Führungspersonen zur Professionalisierung der eigenen Arbeit und ermöglichen damit fachliche und persönliche Weiterentwicklung mit vielfältigen beruflichen Perspektiven.

Führung und Management

- Führungslehrgänge Team-, Bereichs-, Institutionsleitung (Vorbereitungslehrgänge eidg. Prüfungen)
- Grundlagen der Führung und Kommunikation
- Human Resources /Betriebswirtschaftslehre /Recht

Sozialpädagogik

- Basiskurs für Quereinsteigende in die agogische Arbeit
- Betreuung und Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigung
- Lehrgang Kunstagogik
- Lebensqualität

Kindheitspädagogik

- Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung
- Lehrgang Klassenassistenz
- Heilpädagogik
- Basiskurs für Quereinsteigende in die familienergänzende Betreuung

Pflege und Betreuung

- Lehrgang Langzeitpflege und -betreuung (Vorbereitungslehrgang eidg. Berufsprüfung)
- Gerontopsychiatrie
- Palliative Care
- Lehrgang Gerontologie

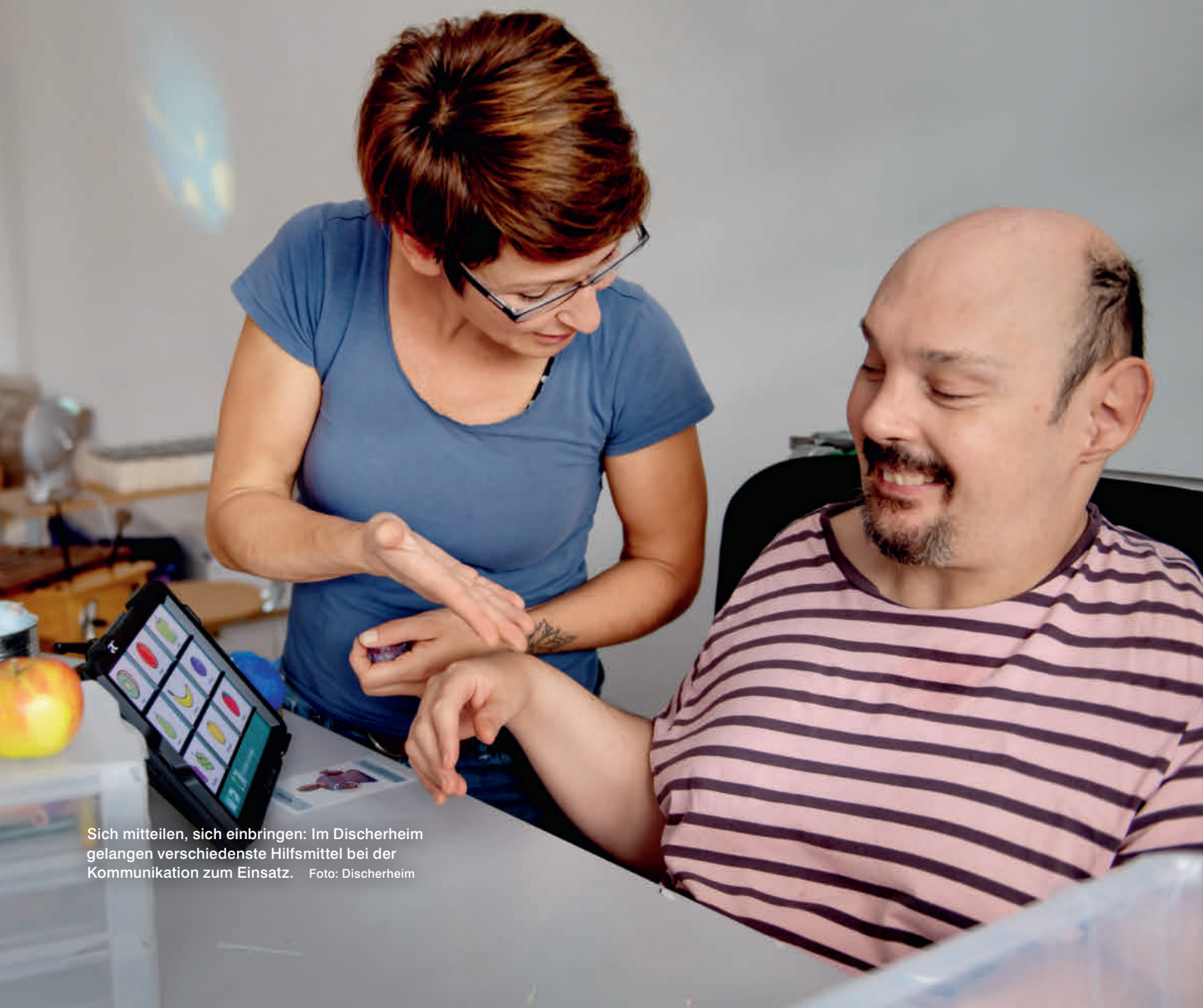
Gastronomie und Hauswirtschaft

- Lehrgang Koch/Köchin in sozialen Institutionen
- Lehrgang Führen in der Hotellerie-Hauswirtschaft
- Theorie und Praxis: Ernährung für Menschen mit Unterstützungsbedarf
- Praktische Hauswirtschaft

Als Mitglied von CURAVIVA, INSOS und YOUVITA profitieren Sie von reduzierten Kurspreisen. Gerne erarbeiten wir für Sie und mit Ihnen auch massgeschneiderte Inhouse-Weiterbildungen in Ihrem Betrieb. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf!

wb@artisetbildung.ch, T +41 41 419 01 72

Neue Wege zum Ich



Sich mitteilen, sich einbringen: Im Discherheim
gelangen verschiedenste Hilfsmittel bei der
Kommunikation zum Einsatz. Foto: Discherheim

Im Discherheim stehen die Zeichen auf Veränderung: begleiten statt betreuen, individuell statt uniform, experimentieren statt stagnieren heisst die Stossrichtung. Doch was bedeutet das Bekenntnis zu mehr Individualität und einer auf die Klientinnen und Klienten abgestimmten Begleitung im täglichen Zusammenleben? Wie schnell gelingt Veränderung, und wo stösst sie an Grenzen? Ein Besuch vor Ort.

Von Tanja Aebli

Die Stimmung ist ausgelassen im Hauptgebäude des Discherheims, einer Institution unweit der Stadt Solothurn. Hier gehen 82 Personen mit geistiger und mehrfacher Beeinträchtigung ein und aus, die meisten wohnen und arbeiten im dreistöckigen Komplex aus dem Jahr 2009. Einige der Klientinnen und Klienten beobachten interessiert das Geschehen hinter der gläsernen Eingangstür, andere unterhalten sich, lachen, gestikulieren, spazieren durch die Gänge oder halten vor den Vitrinen inne, in denen die Produkte aus den Ateliers präsentiert werden. Schnell wird klar: Die Spannbreite ist gross, was Alter, Schweregrad der Beeinträchtigung wie auch individuelle Bedürfnisse und Ressourcen anbelangt.

Welche Bedeutung hat die Frage nach der Identität für Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind? Ist sie lediglich ein theoretisches Konstrukt, oder gibt es Methoden und Ansätze, um dem Ergründen der eigenen Persönlichkeit im Alltag einer Institution mehr Raum und Gewicht zu geben? «Die Frage der Identität ist eng mit der Frage der eigenen Haltung verwoben», sagt Stephan Oberli, Gesamtleiter des Discherheims. «Unsere Haltung ist klar: Wir als Institution stehen in der Pflicht, unsere Angebote so rasch wie möglich in Einklang mit der UNO-Behindertenrechtskonvention zu bringen. Hierfür müssen wir alle – 190 Mitarbeitende und die gesamte Führungsscrew – am gleichen Strick ziehen.»

Umdenken auf sämtlichen Ebenen

Zwar hat das Discherheim im Leitbild, in der Strategie und im neuen Agogik-Konzept Prinzipien wie Selbstbestimmung, Autonomie, Inklusion und Partizipation verankert, doch der Transfer der UN-BRK-Vorgaben in die Praxis ist noch lange nicht zu Ende. Stephan Oberli spricht von einem laufenden Prozess und einem neuen «Mindset», das sich auf allen Ebenen etablieren muss – weg vom Betreuen hin zum Befähigen, weg von althergebrachten hin zu ungewohnten, mitunter unkonventionellen Angeboten. «Es geht darum, Türen zu öffnen und Möglichkeiten zu schaffen,

damit unsere Klientinnen und Klienten herausfinden, wer sie sind, was ihnen wichtig ist und wie sie ihr Leben gestalten wollen.»

Menschen mit Unterstützungsbedarf sollen möglichst viele und neue Erfahrungen machen dürfen: bei der Arbeit, beim Essen, beim Wohnen oder bei Freizeitaktivitäten. Wie der Mann mit mehrfacher Beeinträchtigung, der es sich unlängst zum Ziel setzte, unbegleitet mit dem Rollator den rund 30-minütigen Fussweg Richtung Stadtzentrum anzutreten. Er begann sein Training mit kurzen Geheinheiten im Quartier, vergrösserte nach und nach den Bewegungsradius, bis er sich eines Tages für genug fit erklärte, um die gesamte Strecke im Alleingang in Angriff zu nehmen – zum Erstaunen eines Angehörigen, dem er in der Stadt zufällig begegnete und der sich über das Vorgehen des Heims zunächst befremdet zeigte.

Doch gerade solche Experimente mit ungewissem Ausgang gehören zum Paradigmawechsel. Stephan Oberli: «Unsere Klientinnen und Klienten dürfen experimentieren, denn neue Erfahrungen geben dem Ich erst richtig Kontur. Das heisst für Personen aus dem Umfeld des Betroffenen, von Überbehütung und -betreuung Abstand bzw. in Kauf zu nehmen, dass Experimente gewisse Risiken mit sich bringen.» Denise Gurtner, Leiterin des Bereichs Wohnen, nickt. Jemandem etwas Neues zuzutrauen, sei oft eine höchst anspruchsvolle Gratwanderung. «In der Begleitung müssen wir einen Zustand manchmal einfach aushalten, statt subito zu intervenieren. Gleichzeitig können wir jemanden auch nicht x-mal scheitern lassen.» Achtsames Beobachten helfe, die richtige Balance zwischen Risiko und Sicherheit zu finden.

Oli: flauschiger Zuhörer mit Superkräften

«In jeder Person ist ein Samen angelegt, dem wir einen guten Nährboden zum Wachsen bereitstellen können», ist Denise Gurtner überzeugt. Dafür ist ein Gegenüber notwendig, das zuhört und hinschaut; ganz besonders bei Menschen, deren Kommunikation erschwert ist und die mit Gesten, Geräuschen oder Tönen signalisieren, wie es ihnen geht. →



IDEE

SPORT

«Hier darf ich
‘ich’ sein.»

Bewegung braucht Raum

IdéeSport öffnet schweizweit Räume für Bewegung und Begegnung und setzt sich für Suchtprävention, Gesundheitsförderung und gesellschaftliche Integration ein.

Danke für Ihre Spende: PC 41-939482-9

ideesport.ch

«Es geht darum, Türen zu öffnen und Möglichkeiten zu schaffen, damit unsere Klientinnen und Klienten herausfinden, wer sie sind, was ihnen wichtig ist und wie sie sich entscheiden wollen.»

Stephan Oberli, Gesamtleiter

Die stetige Dokumentation dieser Ausdrucksformen hilft dem Team, Äusserungen richtig zu deuten und Feinheiten in der Kommunikation wahrzunehmen.

Auch die Unterstützte Kommunikation (UK), die im Discherheim in den letzten Jahren ausgebaut und professionalisiert worden ist, leistet im Alltag wertvolle Dienste. Eine multimodale Kommunikation mit Piktogrammen, Visualisierungen, Gesten, Gebärden und technischen Kommunikationsmitteln gehört laut Nicole Danis, UK-Fachverantwortliche, heute zum Standard. Sie ermöglicht es Menschen ohne Lautsprache, aktiv am Leben teilzunehmen, und unterstützt sie auf ihrem Weg zum Ich.

Ein Ziel, das auch die Basale Stimulation verfolgt; sie findet in der Pflege, der Betreuung und sämtlichen Angeboten des Discherheims Anwendung und ermöglicht es, das Innen und Aussen bewusst wahrzunehmen. Und auch beim Snoezelen werden die Angebote ganz spezifisch auf die jeweilige Person abgestimmt, damit sie ein Gefühl für den eigenen Körper entwickelt. «Nichts muss, alles kann» lautet die Devise hinter diesem Angebot, welches Entspannung durch gezielte Sinnesreize herbeiführt.

Und da wäre noch Oli, ein gern gesehener Gast im Discherheim. Ob im Einzelsetting oder bei Besuchen auf den Gruppen: Oli öffnet Herzen, löst Zungen, lässt Tränen fliessen und Träume greifbar machen. Die einfühlsame Schossuppe, die Helga Willimann beim therapeutischen Figurenspiel zum Leben erweckt, schafft auch für schwierige Themen eine Bühne. Etwa, wenn sich jemand innigst wünscht, eine Familie zu gründen. «Oli kann helfen, Dinge von einer anderen Seite zu beleuchten, Trost spenden und das Gegenüber befähigen, sich selbst Lösungen auszudenken», so Helga Willimann.

Gefässe für Partizipation schaffen

Neue Tools und Ideen, um der eigenen Identität auf die Spur zu kommen – das wird bei der Tour d'horizon zum Thema klar –, stossen im Discherheim auf offene Ohren. Tanja Zimmermann, die den Bereich Agogik leitet, nimmt zwei Bücher in unterschiedlichen Formaten zur Hand: Die sogenannten Ich-Bücher und die Biografiearbeit sind weitere

Mittel, um darzustellen, was einer Person wichtig ist. Die aufwendig gestalteten Werke dokumentieren wichtige Lebensstationen und Erfahrungen. «Unsere Klientinnen und Klienten können so auch später im Leben auf das zurückblicken, was bisher passiert ist, und entwickeln ein Bewusstsein für die eigene Biografie.»

Eine weitere Möglichkeit, um neue Erfahrungen zu machen, ist der im Jahr 2022 gegründete «Klient*innen-Rat». Dieser trifft sich einmal im Monat, entscheidet über Inhalte des Jahresberichts oder Themen aus der Geschäftsleitung, holt Meinungen aus den Wohngruppen ein, übernimmt Teilaufgaben für Events und bringt sich punktuell ins Tagesgeschäft ein. «Wenn wir als Institution Türen fürs Mitbestimmen öffnen, passiert immer wieder Überraschendes», freut sich Tanja Zimmermann.

Keine Carte blanche

Die Bereichsverantwortlichen im Discherheim sind sich einig: Je mehr Wahl- und Partizipationsmöglichkeiten die Klientinnen und Klienten erhalten, desto leichter wird es für sie, die eigene Identität zu entdecken. Hinzu kommt: Wenn der Fokus auf deren Bedürfnissen statt auf starren Abläufen liegt, wird auch für die Mitarbeitenden die Arbeit lebendiger und bedeutsamer, so der Tenor unter den Anwesenden am Sitzungstisch.

Doch was passiert, wenn ein Anliegen nicht umsetzbar ist? «Gewisse Wünsche lassen sich aufgrund personeller oder finanzieller Ressourcen nicht erfüllen. In solchen Situationen versuchen wir, dem Gegenüber zu signalisieren, dass wir das Bedürfnis ernst nehmen, suchen nach Alternativen und begründen den Entscheid», hält Stephan Oberli fest. Doch es bleibt selten beim Nein: «Die Bewegungsfreiheit in den bestehenden Strukturen ist meist viel grösser als angenommen; etliche Grenzen sind selbstauferlegt und lassen sich verrücken. An uns ist es, den Klientinnen und Klienten laufend neue Übungsfelder zugänglich zu machen.» Eine Flexibilität, auf die auch die nächste Generation pocht: Gerade jüngere Klientinnen und Klienten treten heute selbstbewusster auf und können ihre Anliegen gut artikulieren, so die Erfahrung der Mitarbeitenden.

Taten statt Worte

Türen öffnen, Angebote schaffen, ermutigen, zuhören: Das Discherheim hat es zur obersten Priorität erklärt, die Klientinnen und Klienten in den Mittelpunkt zu stellen. «Wir sind heute weiter als gestern», bilanziert Stephan Oberli. Um den Vorgaben der UNO-BRK in den eigenen Mauern gerecht zu werden, wünscht er sich aber ein noch höheres Tempo und die Bereitschaft des gesamten Personals, neue Erfahrungsräume zu öffnen. «Selbstbestimmung und Partizipation dürfen nicht nur Lippenbekenntnisse sein. Wir alle sind angehalten, neue Wege einzuschlagen.» Ein Votum, das auch auf der letzten Seite des neuen Agogikkonzepts mit einem Zitat von Benjamin Franklin in grossen Lettern Niederschlag gefunden hat: «Gut gemacht ist besser als gut gesagt.» ■

«Identität gestalten geht auch ohne Sprache»



fünf Fragen, fünf Antworten

Karen Ling* erforscht die Identitätsentwicklung von Menschen mit Beeinträchtigungen in der Kommunikation. Im Kurzinterview legt sie ihre Motivation, ihre Hauptkenntnisse und die Unterstützungsmöglichkeiten dar.

Interview: Salomé Zimmermann

Frau Ling, weshalb forschen Sie zum Thema Identitätsentwicklung bei kommunikativen und kognitiven Beeinträchtigungen?

Meine langjährige Praxiserfahrung mit Menschen mit komplexen und kognitiven Beeinträchtigungen ist der Hauptgrund. So haben mich beispielsweise Erwachsene mit Mehrfachbehinderung und Gehörlosigkeit beeindruckt, die mir mit wenigen individuellen Gesten und einem Fotoalbum ihre Lebensgeschichte erzählten und dabei immer wieder auf sich deuteten. Da wurde mir klar: Identität kann auch ohne die Beherrschung einer Sprache aktiv gestaltet werden. Das ist leider eine Forschungslücke, da diese Menschen von Studien oftmals ausgeschlossen werden und in der deutschsprachigen Forschung entsprechende Theorien fehlen.

Sprache und Kommunikation sind zentral für die Bildung der eigenen Identität. Welche Herausforderungen gibt es bei Einschränkungen in der Interaktion?

Sprache und Kommunikation sind so wichtig, da es für die Identitätsentwicklung immer die Interaktion und die Verortung in der sozialen Welt sowie ein Verständnis der eigenen Lebensgeschichte braucht. Entscheidend ist auch, dass wir selbst etwas bewirken können und unterschiedliche Räume und Rollen haben, in denen wir Anerkennung erfahren.

Negative Erfahrungen bei der Arbeit können wir etwa durch positive Erlebnisse in der Familie oder Freizeit ausgleichen. Dadurch stabilisieren wir unsere Identität. Nicht oder kaum sprechende Menschen brauchen ein Umfeld, das ihnen solche Anerkennungs- und Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglicht. Wie schwierig das sein kann, zeigt sich bei Erwachsenen mit fortschreitenden Erkrankungen wie Parkinson oder ALS, die die Mimik und andere nonverbale Kommunikationsformen oder die Lautsprache nach und nach verlieren. Diese Menschen erleben in sozialen Situationen oft Ausgrenzung – sie werden ignoriert, oder es wird mit ihnen gesprochen, als ob sie Kinder wären. Zudem verlieren sie durch die Erkrankung Rollen, die einen Teil ihrer Identität

ausmachen, beispielsweise ihre berufliche Rolle. Das kann zu Resignation oder Aggression als Ausdruck von «Identitätsverlust» führen.

Wie steht es um die Identität bei Personen mit mehrfachen und komplexen Beeinträchtigungen?

Alle Bereiche der Identität sind betroffen – einerseits die Kognition, die zentral für die eigene Lebensgeschichte ist, andererseits die Interaktion und die damit verbundenen Erfahrungen von Anerkennung und Selbstwirksamkeit und schliesslich das Erleben von unterschiedlichen Rollen und Räumen. Gerade bei Erwachsenen mit kognitiven und komplexen Beeinträchtigungen ist deshalb das «Normalisierungsprinzip» so wichtig, das bedeutet das Erleben von Rollen etwa als «WG-Partner» oder als «Künstlerin im Atelier». →

«Der Verlust von Rollen, die einen Teil der Identität ausmachen, kann zu Resignation und Aggression führen.»

Karen Ling, Dozentin HfH

Zudem muss berücksichtigt werden, wo die Personen in ihrer (Identitäts-)Entwicklung stehen. Erst ab einem Entwicklungsalter von etwa zwei Jahren oder dem Moment, wo sich Menschen selbst als «ich» bezeichnen, kann von Identität gesprochen werden.

Welches sind die Hauptkenntnisse Ihrer bisherigen Forschung?

Erstens die Tatsache, dass die Ausbildung der Identität bereits sehr früh in der Entwicklung möglich ist und nicht erst in der Adoleszenz. Zweitens das Wissen, dass eine stabile Identität und Prozesse der Identitätssicherung nur zum Teil Lautsprache brauchen. Nonverbale Kommunikation, Emotionen sowie Anerkennung durch andere sind mindestens ebenso zentral.

Wie können Menschen mit Beeinträchtigungen in ihrer Identitätsentwicklung konkret unterstützt werden?

Was funktioniert in der Praxis?

Die Mittel und Massnahmen der sogenannten Unterstützten Kommunikation (UK) ermöglichen eine gegenseitige Verständigung und fördern die nonverbale und die verbale Kommunikation. Damit Gefühle bei sich selbst und anderen erkannt werden können, helfen möglichst frühe Symbolisierungen von Emotionen. Sinnvoll sind auch das Vorlesen und Erzählen von Geschichten sowie die Möglichkeit für Menschen mit Beeinträchtigungen, selber zu erzählen. Dabei helfen etwa die sogenannten «Ich-Bücher», in denen die jeweilige Person vorgestellt wird, mit vielen

Fotos und Symbolen. Das bereits geschilderte Ermöglichen von unterschiedlichen Rollen ist ebenfalls zentral. Schliesslich gilt es, das Umfeld mit einzubeziehen – manchmal braucht es eher die Unterstützung des Umfelds als der Person mit einer Kommunikationsbeeinträchtigung. ■

* Karen Ling ist Dozentin an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik Zürich (HfH) und forscht unter anderem zu Kommunikations- und Identitätsentwicklung bei komplexen Behinderungen. Zudem ist sie Vorstandsmitglied von buk – Bildung für Unterstützte Kommunikation.

Anzeige



NIGER: Edriss Haruna (2) ist akut mangelernährt. Unsere Ärztin Dr. Faïza Ouedraogo behandelt ihn, daneben seine Mutter Harira Mohamed.
© Oliver Barth

MIT IHRER SPENDE GEBEN WIR EDRISS NEUE KRAFT FÜRS LEBEN

Mit **38 Euro** kann **ÄRZTE OHNE GRENZEN** zwei akut mangelernährte Kinder mit therapeutischer Spezialnahrung versorgen, bis sie wieder bei Kräften sind.

♥ Jetzt spenden



Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE72 3702 0500 0009 7097 00
BIC: BFSWDE33XXX
www.aerzte-ohne-grenzen.de/spenden

**MEDECINS SANS FRONTIERES**
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Träger des Friedensnobelpreises

Ein Lebensbuch zum Aufbau der Identität

Der biografische Ansatz erweist sich in der Begleitung von Kindern und Jugendlichen, die als Folge schwieriger familiärer oder sozialer Situationen vor grossen Herausforderungen stehen, als wertvoller Katalysator für die Entwicklung der Identität. Organisationen arbeiten zu diesem Zweck mit einer Reihe von Hilfsmitteln, eine wichtige Rolle spielt das Lebensbuch.

Von Anne Vallelian

«Die Identität eines Menschen entwickelt sich im Laufe seines ganzen Lebens, und seine persönlichen Wurzeln erlauben es ihm, im Erwachsenenalter Tritt zu fassen», schickt Mireille Chervaz Dramé voraus. Sie ist Biografieforscherin und Präsidentin des Vereins Port d'Attache, einer Anlaufstelle für Personen, die mit der Unterbringung eines Kindes in einer Pflegefamilie oder einer sonderpädagogischen Institution zu tun haben. Als Biografieforscherin begleitet sie Erwachsene auf der Suche nach Informationen über ihre Vergangenheit. Im Verein arbeitet Mireille Chervaz Dramé mit verschiedenen neuen Hilfsmitteln, um Kinder aus schwierigen sozialen Verhältnissen in ihrer persönlichen Entwicklung zu unterstützen. Die oft erschütternden Lebenswege der Kinder sind von Brüchen gekennzeichnet, durch die

ihnen für ihre Entwicklung notwendige Informationen nicht zur Verfügung stehen.

Ein wertvoller Begleiter bei der Identitätsentwicklung

Ein wichtiges Instrument für die persönliche Entwicklung ist das Lebensbuch. Dieses erzählt den Lebensweg des Kindes und hilft ihm, wichtige Momente seines Lebens in Erinnerung zu behalten. Das Lebensbuch wird in Form eines Ordners erstellt und enthält Informationen zu den besuchten Schulen, wichtigen Menschen im Leben des Kindes, Träumen und ersten prägenden Erfahrungen.

Die aktive Mitgestaltung des Lebensbuchs durch das Kind ist dabei sehr wichtig. Mireille Chervaz Dramé weist die Pflegefamilien regelmässig auf die wichtige Rolle dieses Instruments in jedem Lebensabschnitt hin. Der Verein

Port d'Attache empfiehlt, bereits im frühen Kindesalter ein solches Lebensbuch anzulegen. «Schutz und Unterstützung im Alltag sind entscheidend», betont Mireille Chervaz Dramé, aber auch das Sammeln von Informationen, die im Erwachsenenalter helfen, die Spuren der eigenen Kindheit wiederzufinden und sich darauf aufbauend eine Identität zu bilden.

Auch das pädagogische Team der Fondation Delafontaine in Mont-sur-Lausanne führt mit jedem Kind ein Lebensbuch, um seine Entwicklung zu verfolgen. Die Stiftung ist für Menschen mit geistiger Behinderung tätig und betreut Kinder ab vier Jahren, die im Rahmen eines sozialpädagogischen Programms eine von fünf Schulen im Externat besuchen. «Wir müssen uns an den für Kinder mit Behinderungen angepassten Westschweizer Lehrplan halten», erklärt Alexandra Gary, →

Leiterin des Bereichs Kindheit und Übergangszeit. «Wir haben dessen Ziele übernommen und ein Lernprogramm unter Berücksichtigung der Behinderungen und der Lernpotenziale des Kindes entwickelt. Jedes Kind verfolgt somit während seiner ganzen Schulzeit ein eigenes Lernprogramm.» In einem «Erfolgsalbum» wird das Gelernte in Bildern dargestellt, sodass jedes Kind einen Überblick über seine eigene Entwicklung, seine Fortschritte und den zurückgelegten Weg hat. «Dieses vor drei Jahren eingeführte Instrument erweist sich als sehr positiv und erfreut nicht nur die Jüngsten, die stolz auf ihre Fortschritte sind, sondern auch die Eltern.»

Über die Zugehörigkeit nachdenken

Auch für die Caritas-Familienplatzierung in der Westschweiz stellt das Lebensbuch eines der wichtigsten Hilfsmittel dar, um Kindern zu helfen, das Bewusstsein der eigenen Identität zu erlangen. Barbara Kaiser, Leiterin der Caritas-Familienplatzierung in der Westschweiz, erklärt, dass die Generalversammlung der Vereinten Nationen am 20. November 2009 anlässlich des 20. Jahrestages der Kinderrechtskonvention Leitlinien für alternative Formen der Betreuung von Kindern verabschiedete. Absatz 100 dieser Richtlinien unterstreicht, dass ein Lebensbuch für Kinder geführt werden sollte, das ihnen ein Leben lang zur Verfügung stehen wird. Über die eigene Zugehörigkeit und Herkunft nachzudenken, ist für die Caritas-Familienplatzierung von zentraler Bedeutung. Diese koordiniert die Unterbringung und Begleitung von Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebenssituationen in sorgfältig ausgewählten Pflegefamilien.

«Kinder, die von einem Heim in eine Pflegefamilie kommen, vergessen manchmal bestimmte Lebensabschnitte, was in Bezug auf die Identitätsbildung problematisch sein kann», erklärt Nadia Ammar, Projektleiterin und Referentin bei der Caritas-Familienplatzierung. So ist es für die Organisation von zentraler Bedeutung, Instrumente einzuführen,

mit denen die Pflegefamilien das Kind bei der Identitätsbildung begleiten können. Mit Bezug auf verschiedene akademische Arbeiten unterstützt die Caritas-Familienplatzierung die Pflegefamilien beim Erstellen eines mit kommentierten Fotos gestalteten Lebensbuchs gemeinsam mit dem Kind, indem sie ihm zeitliche Bezugspunkte vermittelt, die sein Gedächtnis anregen.

Ein weiteres von der Organisation verwendetes Instrument besteht darin, dem Kind seine eigene Geschichte zu erzählen, in der es den Helden spielt und die ein Happy End hat. «Diese

Methode entwickeln wir immer weiter, denn sie vermittelt dem Kind Sicherheit und bestätigt ihm die Bezugspunkte seines Lebens, ohne ihm seine Realität zu verschleiern. Sie regt sein Gedächtnis auf spielerische Weise an», erläutert Barbara Kaiser. Jeden Monat schreibt die Pflegefamilie einen Kurzbericht über den Alltag des Kindes. So ist für das Kind und seine Herkunftsfamilie über viele Jahre hinweg eine sehr präzise und regelmässige Rückverfolgbarkeit gewährleistet. «Dies ist ein weiteres sehr wirksames Instrument, das wir gerne nutzen.»



Für junge Menschen bedeutet es eine Herausforderung, eine eigene Identität zu entwickeln. Ganz besonders trifft dies auf Kinder und Jugendliche in schwierigen sozialen Verhältnissen zu. Foto: Symbolbild / 123FR

«Das Sammeln von Informationen hilft dabei, im Erwachsenenalter die Spuren der eigenen Kindheit wiederzufinden und darauf aufbauend eine Identität zu entwickeln.»

Mireille Chervaz Dramé,
Präsidentin des Vereins Port d'Attache

Stadt Lausanne. «Sie verbringen im Durchschnitt neun Monate dort», erklärt Marie Calame, Erzieherin und Abteilungsleiterin der Wohngruppen.

Anders als bei Kindern verwenden wir hier Methoden mit einem systemischen Ansatz. «Wir nutzen Hilfsmittel, um zusammen mit ihnen und ihrer Familie ihre Geschichte aufzuarbeiten und ihren Weg zu ebnen. Dabei passen wir die Instrumente individuell an.» Sobald die Jugendlichen in der Institution APAC ankommen, erhält das Erziehungsteam von den Sozialbehörden eine Beschreibung, die auf Ereignisse in ihrem Leben basiert. Dies ist eine gute, aber ungenügende Grundlage. «Wir gehen lieber von der Art und Weise aus, wie die Familien über ihren Lebensweg berichten, beispielsweise mithilfe einer Zeitachse», erklärt Marie Calame. «Mit diesem Instrument können die Jugendlichen und ihre Familie ihre Geschichte aufarbeiten, sich wiederholende Muster erkennen oder auch ihre Erfolge in den Mittelpunkt stellen. Wir konzentrieren uns also mehr auf ihre Ressourcen als auf die Probleme, denn das hilft ihnen weiterzukommen», führt sie weiter aus.

Marie Calame nennt das Beispiel einer 17-Jährigen, die aufgrund ihrer sexuellen Identität grosses Leid erfuhr und nicht daran glaubte, dass ihre Eltern sie verstehen könnten. «Beim Rückblick auf ihren bisherigen Lebensweg legten wir den Fokus auf die auslösenden Faktoren ihres Leides und stellten fest, dass sie sich von ihrer

Familie und der Schule unter hohem Druck gesetzt fühlte, sich diesen aber vor allem selbst auferlegte. Wir konzentrierten uns auf die verschiedenen Ebenen, auf denen sie sich unter Druck fühlte und wie sie darauf Einfluss nehmen konnte.» So fand die junge Frau einen Weg, um mit ihren Eltern zu kommunizieren, und der Druck liess schneller als erwartet nach. Sie führte zum Beispiel ein Notizbuch, in dem sie Sätze und Bilder einklebte zu den Schlüsselmomenten, in denen sie sich bewusst um ihr Wohlbefinden kümmerte. Nach und nach gewann sie in der Institution, in der Schule und auch in ihrer Familie an Selbstvertrauen.

Gemäss Marie Calame gewinnen die Jugendlichen mit diesen Instrumenten Abstand zu dem, was sie immer wieder gehört haben, und werden dazu angeleitet, ihre eigene Worte dafür zu finden. Und weiter: «Wir geben uns nicht mit den ersten Eindrücken zufrieden. Wir setzen uns gemeinsam mit den Jugendlichen und ihren Familien mit Elementen aus ihrer Vergangenheit auseinander, die ihnen in der Gegenwart oder Zukunft nützlich sein können.»

Die Bewahrung und der Wiederaufbau der Identität von Kindern in Pflegefamilien und sonder- und sozialpädagogischen Institutionen sind während ihres gesamten Lebens von grosser Bedeutung. Hilfsmittel wie das Lebensbuch und andere individualisierte Ansätze spielen dabei eine entscheidende Rolle. ■

Individualisierte Instrumente erforderlich

Die minutiöse Biografearbeit, die die Caritas-Familienplatzierung zusammen mit den Kindern leistet, wird komplexer, wenn es sich um Teenager handelt. «Jugendliche bleiben nur für kurze Zeit in der Pflegefamilie, bevor sie in ein Heim eintreten», sagt Barbara Kaiser. Dies ist der Fall beim Heim APAC der Fondation La Rambarde, das Jugendlichen einen mittelfristigen Aufenthalt bietet. Knapp ein Dutzend Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren leben in zwei Wohnungen und drei Studios in der

**Auch die
Kinder der
«Versorgten»
sind lebenslang
geprägt**

Zehntausende Menschen erlebten in der Schweiz durch fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen biografisch einschneidende Eingriffe, die auch das Leben der nächsten Generationen prägen. Eine Forschungsgruppe untersuchte die Auswirkungen der Brüche auf die zweite Generation und zeigt den Umgang der Kinder mit den Erfahrungen der Eltern auf.

Von Salomé Zimmermann

Bis in die 1980er Jahre wurden zahllose Kinder und Jugendliche in der Schweiz auf Bauernhöfen als billige Arbeitskräfte verdingt, in Erziehungsanstalten und anderweitige Einrichtungen eingewiesen oder in Pflegefamilien untergebracht. Unter diesen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen der Behörden erlitten viele Betroffene grosses Leid, Unrecht und Stigmatisierung, und sie kämpfen mit den Folgen bis heute. Was bedeutet es, wenn diese Menschen Eltern werden? Wie sieht es aus mit den Auswirkungen auf die nachfolgenden Generationen? Das Forschungsprojekt «Von Generation zu Generation: Familiennarrative im Kontext von Fürsorge und Zwang» beschäftigte sich mit den Folgen für die zweite Generation. Verantwortlich für die Studie ist Professorin Andrea Abraham zusammen mit weiteren Kolleginnen und Kollegen von der Berner Fachhochschule Soziale Arbeit.

Vom Erleben und Überleben

«Wir haben 27 Betroffene mit Jahrgängen zwischen 1940 und 1990 befragt, also Personen, deren Väter oder Mütter oder gleich beide Verdingkinder, administrativ Versorgte und Heimkinder waren», erzählt Andrea Abraham. Sehr belastete Kindheitserfahrungen verbindet diese Menschen unterschiedlichen Alters. «Wir wollten wissen, wie die Kinder die Zusammenhänge zwischen der elterlichen Vergangenheit und dem eigenen Leben deuten und wie sie damit umgehen», fasst Andrea Abraham das Anliegen der qualitativen Studie mit biografisch-narrativen Interviews zusammen, die in das Nationale Forschungsprogramm NFP 76 zu Fürsorge und Zwang eingebettet ist.

In den vergangenen zehn Jahren zeigten zahlreiche Forschungen, wie die Direktbetroffenen von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen diese Erfahrungen er- und überlebten, welche Auswirkungen rigide Bestrafungssysteme, Abwertung und Übergriffe, Isolation, Einsamkeit

und Angst hatten. Die betroffenen Menschen verschafften sich Gehör und erzählten in verschiedenster Form ihre Geschichte, etwa durch Autobiografien, Porträts, Dokumentarfilme, Fotos, Theaterstücke oder Kunstwerke. Die breite Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen begann 2013, nach der offiziellen Entschuldigung des Bundesrats. «Die Stimme der zweiten Generation fehlte aber bisher, diese Lücke wollten wir angehen mit unserer Arbeit», sagt Andrea Abraham. Sie erläutert, dass der Begriff «zweite Generation» und die Erforschung dazu aus den Erfahrungen und Aufarbeitungen von Holocaust-Opfern stammt. Deren Nachfahren hätten vermehrt Therapien gemacht, und so wurde nach und nach deutlich, dass auch sie von den Schrecken, die ihre Eltern erfahren mussten, stark geprägt sind.

Identifikation mit Elternerfahrungen

Andrea Abraham und ihre Kolleginnen und Kollegen liessen sich in langen biografischen Interviews erschütternde Lebensgeschichten erzählen. Was ist das Hauptergebnis der Studie zu der zweiten Generation von Betroffenen von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen? Die Töchter und Söhne, die zu reden bereit waren, erlitten wie ihre Eltern auch schwierige bis schädigende Kindheiten. Sie konnten aber auch Stärken von ihren Eltern übernehmen.

Andrea Abraham führt aus: «In unseren Interviews wurde deutlich, dass die Kinder Belastungen erlebt haben, die sie in einen Zusammenhang setzen mit den Erfahrungen der Eltern.» So erzählten die Nachkommen von konfliktreichen und gewaltvollen Elternbeziehungen, von Grenzüberschreitungen, von fehlender Liebe und von grossen Tabus. Sechs der 27 Befragten wurden sogar selber wieder in Familien oder Heimen fremdplatziert. Besonders belastend empfinden viele Personen der zweiten Generation das grosse Schweigen, obwohl die Vergangenheit der Eltern stets präsent war – die Kinder konnten es aber nicht →

einordnen. Die Kinder hätten gemerkt, dass die Eltern unter der Vergangenheit litten, und hätten sich für ihre Eltern verantwortlich gefühlt. In vielen Fällen habe eine starke Identifikation mit der elterlichen Geschichte stattgefunden und die Kinder hätten Gefühle von Schuld, Angst und Mitleid verspürt. Es wird also deutlich, dass sich bestimmte Muster innerhalb der Familien fortsetzen. Zudem zeigen sich die Auswirkungen der Erfahrungen der Eltern über die ganze Lebensspanne der Nachkommen hinweg. «Die Töchter und Söhne, die mit uns redeten, befassen sich sowohl in der Kindheit wie auch als Erwachsene mit den Auswirkungen der elterlichen Biografie auf ihre Identität und ihr Leben», sagt Andrea Abraham. Es ist ihr dabei wichtig, zu betonen, dass die Identität keine feste Grösse ist, sondern eine ständige Suche und Entwicklung, die nie abgeschlossen ist.

Besonders aufgefallen sei im Lauf der Studie das Verhältnis von Nähe und Distanz zwischen Eltern und Kindern – häufig ins eine oder andere Extrem fallend, entweder zu nahe oder zu distanziert: in Worten, in Taten, in Stimmungen. «Die erste Generation Betroffener erlebte

verschiedene Formen von Brüchen, die sich auf ihr Selbstbild auswirkten», so Andrea Abraham. Häufig verinnerlichten sie negative Sätze wie «du bist nichts, du kannst nichts, aus dir wird nichts», die über eine Generation hinweg fortbestehen und prägen. Denn die mit den schwierigen Erfahrungen verbundene Selbstdefinition wirkt sich wiederum im Wechselspiel zwischen Eltern und Kindern auf die Identität und das Zugehörigkeitsgefühl beider Generationen aus.

Soziale Berufe der zweiten Generation

Der Umgang der Menschen der zweiten Generation mit ihren spezifischen Erfahrungen ist unterschiedlich, wie Andrea Abraham erläutert. Die zweite Generation wehrt sich auf verschiedene Art und Weise gegen die eigenen negativen Erfahrungen und die Folgen der schwierigen Kindheit ihrer Mutter oder ihres Vaters. Einige verliessen bereits als Minderjährige ihre Herkunftsfamilien und verzichteten auf gewünschte Bildungswege, um früher ausziehen zu können – mit dem Risiko von neuen Belastungen. Einige Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen

Anzeige

**ALLES
IST BESSER
GESCHÜTZT**

ALS MENSCHEN AUF DER FLUCHT

AMNESTY
INTERNATIONAL

Werde aktiv auf [amnesty.ch](https://www.amnesty.ch)



«Besonders aufgefallen ist das Verhältnis von Nähe und Distanz zwischen Eltern und Kindern – häufig ins eine oder andere Extrem fallend, entweder zu nahe oder zu distanziert: in Worten, in Taten, in Stimmungen.

Andrea Abraham,
Professorin Soziale Arbeit, BFH

sahen die eigene Familiengründung als Möglichkeit für einen Neuanfang, verbunden mit dem Wunsch nach einer intakten Familie. Andere entschieden sich wiederum gegen eine Familie und Kinder, vor allem, wenn sie sich in schwierigen Partnerschaften befanden.

Zahlreiche Interviewte der zweiten Generation wählten einen sozialen Beruf und erkennen in ihrem Einsatz für belastete Menschen einen Zusammenhang mit der Traumatisierung ihrer Eltern. «Ihre Arbeit sehen sie als Vergangenheitsbewältigung und als Prävention, um zukünftiges Leiden möglichst zu verhindern», so Andrea Abraham. Als weiterer zentraler Punkt kristallisierte sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Eltern heraus, im direkten Gespräch oder durch eigene Recherchen. «In einigen Familien trägt sicher auch die öffentliche Aufarbeitung dazu bei, dass einfacher darüber geredet und das Schweigen gebrochen werden kann», sagt Abraham. Die Forscherin hebt hervor, dass neben allen schwierigen Aspekten und Abgründen, die in den Lebensgeschichten zum Vorschein kamen, auch von positiven Eigenschaften und Strategien der Eltern berichtet wurde – etwa von Gerechtigkeitsinn, hohem Arbeitsethos, politischem Engagement oder Tierliebe. Dies sei dem grossen Effort der ersten Generation in der Verarbeitung des Erlebten zu verdanken.

Vermeidung einer betroffenen Drittgeneration

Ein wichtiges Anliegen der zweiten Generation wie auch der Forschenden ist die Frage, wie mit den negativen Folgen der fürsorgerischen Massnahmen umgegangen werden soll und wie eine belastete Drittgeneration verhindert werden kann. «Wir sind als ganze Gesellschaft betroffen und herausgefordert, über das Einzelschicksal hinaus, denn die existenziellen Folgen sind gravierend und reichen weit, etwa in Form von psychischen Erkrankungen, körperlichen Leiden, Langzeitarbeitslosigkeit und Abhängigkeit

von Sozialhilfe und IV», verdeutlicht Andrea Abraham. Seit einiger Zeit gibt es die Erzählbistros, Begegnungsorte, um sich auszutauschen und die eigene Geschichte aufzuarbeiten zusammen mit anderen und mit Input von Fachpersonen. «Solche Gruppen, in denen sich Menschen mit ähnlichem Schicksal treffen können und es zur Gemeinschaftsbildung kommt, erachte ich als ebenso wichtig wie individuelle Therapien und andere Formen der Unterstützung», so Andrea Abraham.

Unbestritten ist, dass die Drittgeneration einen Vorteil hat, wenn die vorherigen Generationen mit passender Unterstützung und den je eigenen Möglichkeiten einen Teil zur Aufarbeitung beitragen. So kann es gelingen, die generationenübergreifenden Langzeitfolgen der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen zu verhindern oder abzumindern. ■

Betroffenen-Treff fürsorgerischer Zwangsmassnahmen:
→ erzaehlungen.ch

Zusätzliche Informationen zum
Forschungsprojekt finden Sie hier:



Das (als E-Book kostenlose) Buch
zum Thema: «Von Generation zu Generation. Wie biografische Brüche in Familien weiterwirken» finden Sie hier:



kurz & knapp

Kinder und Jugendliche I: Die Studie «Umgang mit psychisch belasteten Lernenden» der WorkMed AG, Zentrum für Arbeit und psychische Gesundheit, zeigt auf, wie Berufsbildende psychische Auffälligkeiten ihrer Lernenden erkennen und damit umgehen können. **Kinder und Jugendliche II:** Die Beratungen wegen Suizidgedanken bei Kindern und Jugendlichen haben 2023 gegenüber dem Vorjahr um 26 Prozent zugenommen. Niederschwellige Beratungsstellen wie das Telefon 147 sollen deshalb gestärkt werden, fordert die Stiftung Pro Juventute. **Behinderung:** Die Zahl der Anbieter, die bei einem Camper spezielle Umbauten für Menschen mit Handicap entwickeln, nimmt zu. Ein Patentrezept gibt es nicht, es braucht individuelle Lösungen, damit Menschen mit Beeinträchtigungen unabhängig reisen können. **Alter:** Eine neue Studie der Haute Ecole de la Santé La Source (HES-SO) zeigt, dass Gewalt bei älteren Paaren im Wesentlichen die gleichen Merkmale aufweist wie bei jüngeren Paaren: Psychische Gewalt wie zwanghafte Kontrolle, aber auch körperliche und sexuelle Gewalt sind weitverbreitet.

Innovation Booster

Innovative Ideen zur Verbesserung des Wohlergehens von Kindern, Jugendlichen und Familien sind gefragt. Unter dem Motto «Gemeinsam das Sozial- und Gesundheitswesen voranbringen – Mach etwas aus deiner Idee!» lädt Youvita seine Mitglieder und weitere Interessierte ein, an der Ausschreibung 2024/2025 des Innovation Boosters teilzunehmen. Gesucht sind Organisationen, Betriebe oder Vereine, die sich um die Gesundheit und die Lebensqualität von Kindern, Jugendlichen und Familien kümmern. Es sind finanzielle Unterstützungen bis zu 15 000 Franken und ein Coaching möglich. Die Auftaktveranstaltung findet am 2. Mai 2024 in Olten statt.

Anmeldung
Innovation
Booster:



Ganzheitliche Pflege

«Existential Nursing» geht von der *Conditio humana* aus und zeigt den Zusammenhang zwischen Existenz und der Ausgestaltung von Pflege auf. Es bildet die Brücke zwischen Pflege-theorien und dem Blick auf das Wesen des Menschen. Beides vereint stellt einen integrativen Ansatz dar und ist entscheidend für eine ganzheitliche und humane moderne Pflege. Von Praxissituationen geleitet, beinhaltet es Fragen zur Reflexion der eigenen existentiellen Bezüge

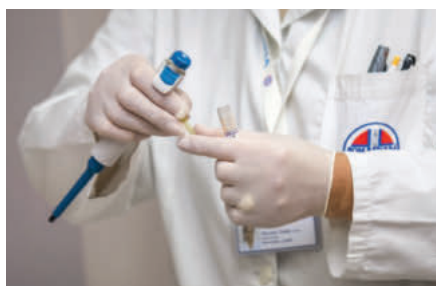
und ist auch ein Impulsgeber für Pflegende aus den Bereichen Management, Fachentwicklung und Bildung. Das Buch ist somit ein Praxisleitfaden und eine Einladung zum Dialog über das Wesen von Pflege.



Dorothee Bürgi, Andrea Ott Wabel, Patrik Honegger:
Existential Nursing. Pflege auf den Grundlagen der Existenz. Facultas-Verlag, 200 Seiten, ca. 30 Franken. (erscheint im März)

Umfrage zu Ärzten in Heimen

Die Terzstiftung und ihre Partnerin Emeda haben eine Umfrage zur ärztlichen Versorgung in Alters- und Pflegeheimen in den deutschsprachigen Kantonen lanciert. Am zufriedensten sind gemäss den Resultaten die Verantwortlichen mit den Heimärzten, mit deutlichem Abstand. Darauf folgen die Gruppenpraxen. Mit den Hausärzten schliesslich sind die Verantwortlichen nur mittelmässig zufrieden. Nicht selten seien nämlich wegen der freien Arztwahl 10 bis 20 Hausärzte Ansprechpersonen in den Institutionen. Viele Verantwortliche erkennen für die nächsten beiden Jahre einen Engpass bei der heimärztlichen Versorgung. Das grösste Optimierungspotenzial wird bei einer besseren psychiatrischen Versorgung gesehen.



15 Jahre PrA

Die Anzahl Lernender der Praktischen Ausbildung (PrA) steigt weiter. Aktuell befinden sich 2049 Jugendliche in Ausbildung, vor 15 Jahren waren es noch 327. Bis jetzt wurden 10 000 Berufsleute qualifiziert. Heute wie damals gehören zu den meistgewählten Berufen die PrA Hauswirtschaft, Küche, Logistik, Betriebsunterhalt, Gärtnerei und Detailhandel, gefolgt von handwerklichen Berufen. 66 Lehrberufe stehen zur Auswahl, die einen erfolgreichen Anschluss versprechen – ein Job im allgemeinen oder ergänzenden Arbeitsmarkt oder ein Einstieg in eine EBA-Lehre. Möglich ist dies dank 480 PrA-Lehrbetrieben und -Berufsschulen – mehrheitlich Mitglieder von Insos – und dank einer einzigen Trägerschaft über alle Branchen hinweg. Die PrA – ursprünglich gedacht als eine befristete Zwischenlösung – ist heute nicht mehr wegzudenken. Die Tagung vom 2. Mai findet anlässlich des Jubiläums «15 Jahre PrA-Diplomierte» statt und widmet sich den Herausforderungen und Perspektiven der PrA.

Anmeldung
PrA-Tagung:



Gewalt im Alter verhindern

In seinem Bericht «Gewalt im Alter verhindern» geht der Bundesrat davon aus, dass schweizweit jedes Jahr zwischen 300 000 und 500 000 Personen ab 60 Jahren von einer Form von Gewalt oder Vernachlässigung betroffen sind. Doch nur eine kleine Zahl von ihnen wendet sich an eine Hilfsorganisation wie die Unabhängige Beschwerdestelle für das Alter (UBA). Betroffene haben Angst, isoliert oder in eine Altersinstitution abgeschoben zu werden, oder kennen ihre Rechte und die vorhandenen Hilfsangebote nicht. Jährlich rund 300 Personen melden sich bei der UBA, weil sie Zeugen oder Opfer von Misshandlung sind. Das Durchschnittsalter der Betroffenen ist 80 Jahre, die Mehrheit sind Frauen. 40 Prozent der Fälle, die gemeldet werden, betreffen Formen psychischer Gewalt wie Demütigungen, Drohungen, tagelanges Schweigen oder ständige Kontrolle. Die Broschüre «Bientraitance» der UBA zeigt den gewaltfreien Umgang mit abhängigen und bedürftigen Personen auf.

Im Blick: Eine Verbesserung der Qualität



Die Polymedikation ist einer von sechs medizinischen Qualitätsindikatoren. Mit um die 42 Prozent weist dieser Indikator über sämtliche Heime und Kantone hinweg den höchsten Wert auf. Foto: Adobe Stock

Qualitätsindikatoren sollen einen ersten Anhaltspunkt zur Qualität der in den gemessenen Bereichen erbrachten Leistungen geben und den Vergleich zwischen den Heimen ermöglichen. Damit beschreibt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) Sinn und Zweck des Ende Februar veröffentlichten Berichts. Wir ordnen die Daten ein – im Gespräch mit Franziska Zúñiga, Professorin am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel.

Von Elisabeth Seifert

Stolze 1374 Seiten umfasst das Dokument «Medizinische Qualitätsindikatoren im Bereich der Pflegeheime. 2021», das vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) Ende Februar publiziert worden ist. Erstmals rapportiert damit das BAG national und öffentlich die Daten der Pflegeinstitutionen zu sechs nationalen Qualitätsindikatoren im Bereich der vier Mess Themen Mangelernährung, bewegungseinschränkende Massnahmen, Polymedikation und Schmerzen. Geordnet nach Kantonen, werden die Daten der Heime auf je einer Seite in einer jeweils numerischen und grafischen Darstellung ausgewiesen. Die Prozentwerte geben jeweils den Anteil der Bewohnenden an, auf die der Indikator zutrifft. Je geringer dieser Anteil ausfällt, desto besser. Das Dokument enthält die Daten von 1302 Institutionen, gut 200 Heime fehlen in der Statistik, weil sie entweder zu klein sind oder nicht alle erforderlichen Daten liefern konnten.

Neben dem Wert pro Indikator für jedes Heim wird der kantonale Wert ausgewiesen, der das arithmetische Mittel der Werte des Indikators von jedem Pflegeheim des entsprechenden Kantons darstellt. Bei einem ersten Blick auf dieses riesige Zahlenmaterial fällt zunächst etwa auf, dass über sämtliche Heime und Kantone hinweg der Indikator Polymedikation mit um die 42 Prozent den höchsten Wert aufweist. Es folgen – auf einem klar tieferen Niveau – die beiden Schmerzindikatoren (Selbst- und Fremdeinschätzung). In einem mittleren einstelligen Bereich bewegt sich der prozentuale Anteil der Bewohnenden, bei denen eine Mangelernährung festgestellt wurde. Am geringsten sind die Werte bei den bewegungseinschränkenden Massnahmen: In einem tiefen bis mittleren einstelligen Bereich liegt der Anteil der Bewohnenden, die Bettgitter haben, und am geringsten (oft unter einem Prozent) ist der prozentuale Anteil bei

Bewohnerinnen und Bewohnern mit einer Sitzgelegenheit, die sie am Aufstehen hindert.

Vergleiche innerhalb eines Kantons

«Wenn man die Daten grob überblickt, fällt auf, dass es wenige Heime gibt, die bei allen Indikatoren deutlich über dem Durchschnitt ihres Kantons liegen», beobachtet Franziska Zúñiga, Professorin am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel. Sie hat das Projekt zur Einführung nationaler medizinischer Qualitätsindikatoren von Beginn weg auf wissenschaftlicher Seite begleitet. Die einzelnen Institutionen haben, so Zúñiga, vielmehr bei gewissen Indikatoren höhere, bei anderen Indikatoren dafür tiefere Werte und es gibt auch Heime, die überall Durchschnittswerte haben.

«Die medizinischen Qualitätsindikatoren geben einen ersten Anhaltspunkt zur Qualität der nach dem Krankenversicherungsgesetz (KVG) von einem Pflegeheim in den gemessenen Bereichen erbrachten Pflegeleistungen und ermöglichen den Vergleich zwischen den Pflegeheimen auf dieser Ebene.» Damit beschreibt das BAG in der Einleitung zum Bericht die Ziele der Publikation. Hervorgehoben wird zudem, dass den Pflegeheimen aufgrund der ausgewiesenen kantonalen Durchschnittswerte ermöglicht wird, «sich im Vergleich zu den Werten des verantwortlichen Kantons zu positionieren».

Gemäss Franziska Zúñiga macht es Sinn, dass das BAG die Werte eines Heims in Beziehung zu den kantonalen Durchschnittsdaten rapportiert und damit insbesondere den innerkantonalen Vergleich in Blick hat. Innerhalb eines Kantons bestehe ein ähnlicher regulatorischer Kontext, betont die Expertin. Die Kantone haben gegenüber den Heimen eine Aufsichtsfunktion und knüpfen die Betriebsbewilligungen an diverse, auch qualitätsrelevante Vorgaben. Hinzu kommen kulturelle Unterschiede zwischen den →

Landesteilen oder auch die verschiedenen Prägungen von eher ländlich oder städtisch geprägten Kantonen.

Vergleich dank Risikoadjustierung möglich

Zusätzlich zu der vom BAG gewählten Darstellung und den damit verbundenen Ziele würde die Pflegewissenschaftlerin eine Übersicht über die Kantone sowie eine nationale Gesamtübersicht als sinnvoll erachten. Eine Zusammenfassung auf schweizerischer Ebene ermögliche, so Zúñiga, einen Vergleich mit anderen Ländern und eine Kantonsübersicht den interkantonalen Vergleich.

Unabhängig davon, auf welchen Ebenen der Vergleich stattfindet, ist für die Wissenschaftlerin von entscheidender Bedeutung, dass der Vergleich weder mit positiven noch mit negativen Bewertungen verbunden wird. Sie nimmt damit darauf Bezug, dass man versucht sein könnte, aus dem Zahlenmaterial Ranglisten zu erstellen. «Der Zweck des Vergleichs ist nicht ein Ranking, sondern die Qualitätsverbesserung», hält Zúñiga dezidiert fest.

Damit ein fairer Vergleich mit dem Ziel der Qualitätsverbesserung ermöglicht wird, wurden die medizinischen Qualitätsindikatoren mit Risikoadjustierung berechnet. Damit sollen Einflussfaktoren, die nicht mit der Qualität

der erbrachten Leistungen zusammenhängen, eliminiert werden. Aufgrund von Analysen am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel sind in die Berechnung aller sechs Indikatoren die Pflegestufe sowie die kognitive Leistungsfähigkeit der Bewohnerinnen und Bewohner eingeflossen. Bei einzelnen Indikatoren wurden zusätzlich das Alter, das Geschlecht sowie Anzeichen von emotionaler Instabilität berücksichtigt.

«Aufgrund dieser Risikoadjustierung kann ein Heim seine Daten nicht damit begründen, dass es sehr viele pflegeintensive Bewohnerinnen und Bewohner hat oder solche mit kognitiven Einschränkungen», erläutert Franziska Zúñiga. Mit solchen Variablen zur Risikoadjustierung können aber nie alle Faktoren eliminiert werden. Einen Einfluss auf die Indikatorwerte könnte zum Beispiel auch haben, dass ein Heim besonders viel Bewohnende hat, die mit Palliative Care gepflegt werden. «Solche spezifischen Einflussfaktoren sind nicht risikoadjustiert», betont Zúñiga.

Dies aber bedeutet, dass man sehr sorgfältig damit sein müsse, wie man die Ergebnisse interpretiert. Hohe Indikatorwerte müssen nicht zwingend auf ein Problem hindeuten – und gerade auch deshalb machen Ranglisten keinen Sinn.

Anzeige

Die Zukunft ist offen. Bei uns wird darauf vorbereitet.



Fachkurse, Lehrgänge und Inhouse-Weiterbildungen

- Führung / Management
- Sozial- und Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie / Hauswirtschaft
- Selbst- und Sozialkompetenz

Weiterbildung

ARTISET Bildung

Weil erstklassige Bildung wirkt.
artisetbildung.ch



Wir Blinden sehen anders, z. B. mit der Nase.

Selbstbestimmt durch den Alltag.
Dank Ihrer Spende: szblind.ch

SZBLIND
Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen



Von Ranglisten innerhalb eines Kantons oder auf schweizerischer Ebene sei zudem schon allein deshalb abzusehen, «weil aus den ausgewiesenen Prozentzahlen nicht sichtbar wird, ab wann ein signifikanter Unterschied vorliegt». Hierfür seien genauere statische Analysen erforderlich, sagt die Pflegewissenschaftlerin. Erst ein solch «signifikanter Unterschied» sei aber ein Hinweis darauf, dass ein Problem vorliegen könnte oder eben nicht. Hinzu komme, dass die im Bericht verarbeiteten Daten aus dem Jahr 2021 stammen. Die Heime stehen heute womöglich an einem anderen Ort. «Was aber bringt es, Schlussfolgerungen zur aktuellen Qualität zu ziehen, die auf zwei Jahre alten Daten beruhen?», gibt Zúñiga zu bedenken.

Weiter ist zu berücksichtigen, dass die Pflegeheime im soeben publizierten Bericht ihre Daten ein erstes Mal im öffentlichen Vergleich einsehen können. Um die Daten der einzelnen Pflegeeinrichtungen einordnen und Rückschlüsse auf die Qualität machen zu können, müsse man die Datenentwicklung über mehrere Jahre hinweg verfolgen. Die veröffentlichten Zahlen zeigen zunächst einfach, wie Franziska Zúñiga unterstreicht, dass die Werte einer Institution höher oder tiefer liegen als jene einer anderen Institution, oder als der Mittelwert des betreffenden Kantons. «Was diese Werte aber im Detail bedeuten, das muss in einer fundierten Analyse und im Austausch geklärt werden.» Dabei gilt auch zu beachten, dass die Indikatoren spezifische Aspekte der Qualitätserbringung widerspiegeln, jedoch nicht die Gesamtqualität einer Institution.

«Wenn eine Institution bei einem Indikator deutlich über dem kantonalen Durchschnittswert liegt, ist es sicher sinnvoll, die eigenen Daten zu hinterfragen und nach Erklärungen zu suchen.»

Franziska Zúñiga, Professorin am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel.

«Können wir jede Situation erklären?»

Die Pflegewissenschaftlerin bezeichnet den Bericht als «den ersten Schritt auf einer Reise». «Jetzt geht es darum, dass die Heime, aber auch die Kantone und auch die Verbände auf kantonaler Ebene die Daten in aller Ruhe anschauen, sich fragen, wo sie im Vergleich stehen und in welchen Bereichen sie an ihrer Qualität arbeiten wollen.» Denn: Auch wenn die Zahlen keine eindeutigen Schlüsse zulassen, lohne es

Den Bericht des BAG
finden Sie hier:



sich auf alle Fälle, hinzuschauen. «Wenn eine Institution bei einem Indikator deutlich über dem kantonalen Durchschnittswert liegt, dann ist es sicher sinnvoll, die eigenen Daten zu hinterfragen und nach Erklärungen zu suchen.»

Aufgrund ihrer Aufsichtsfunktion könnten zum Beispiel die Kantone mit den Institutionen zusammenkommen und die Daten gemeinsam diskutieren, auch unter Zuzug von Qualitätsexperten und -expertinnen – «und zwar ohne irgendwelche Schuldzuweisungen vorzunehmen». In solchen Diskussionen gehe es darum, die Daten zu erläutern. «Möglicherweise lassen sich Beispiele guter Praxis identifizieren, von denen andere lernen können.» Weiter zeige sich vielleicht, dass gewisse Themen auf kantonaler Ebene angegangen werden müssen. Franziska Zúñiga erwähnt etwa das Thema Polymedikation. Da die Heime zuweilen mit vielen Hausärztinnen und Hausärzten zusammenarbeiten, die für die Verschreibung von Medikamenten verantwortlich sind, können sie diesen Indikator nur bedingt selbst beeinflussen.

Die Institutionen seien jetzt gefragt, die Werte jedes einzelnen Indikators im kantonalen Vergleich zu überprüfen – und nach Erklärungen und Verbesserungsmöglichkeiten zu suchen. «Können wir bei jeder Schmerzsituation sagen, was zu der hohen Einschätzung geführt hat, welche weitere Behandlungsoptionen bestehen?», könnte eine mögliche Frage lauten. Entscheidend für einen kontinuierlichen Verbesserungsprozess sei dabei, dass die Institutionen rasch Zugang zu ihren aktuellen Daten erhalten, wie das manche Erhebungsinstrumente erlauben, und dass die Institutionen ihre Daten immer besser analysieren und interpretieren können.

In der Kommunikation über die Indikatorwerte mit Bewohnenden und Angehörigen rät die Wissenschaftlerin zu einem proaktiven Vorgehen. «Sie können zum Beispiel eine Informationsveranstaltung organisieren, an der sie den Zweck der Publikation aufzeigen, ihre spezifischen Daten erläutern und festhalten, wo sie Verbesserungsmöglichkeiten orten. Die Grundidee der Indikatoren ist eine datenbasierte Qualitätsverbesserung.» Ein Satz, den die Pflegewissenschaftlerin im Gespräch mehrfach wiederholt. Hier setzt auch das nationale Implementierungsprogramm NIP-Q-Upgrade an, ein Programm, das die eidgenössische Qualitätskommission an die Föderation Artiset mit dem Branchenverband Curaviva und an Senesuisse übertragen hat. Ein zentrales Anliegen des Programms ist die Unterstützung der Pflegeinstitutionen bei der Umsetzung der Qualitätsverbesserung. ■

«Gemeinsam ein neues Kapitel aufzuschlagen, ist eine Chance»

Sie hat immer wieder neue Wege eingeschlagen – und fand dabei stets zu ihrem Lieblingsgebiet zurück: dem Alter. Christina Zweifel*, seit 1. November Geschäftsführerin des Branchenverbands Curaviva, freut sich darauf, die strategische Ausrichtung der Branche für die kommenden Jahre mit einem breiten partizipativen Ansatz zu erarbeiten.

Interview: Anne-Marie Nicole

Frau Zweifel, laut der WHO gibt es heute in Europa mehr Menschen über 65 Jahren als unter 15 Jahren. Was bedeutet das für die Institutionen?

Zuerst muss gesagt werden, dass diese Entwicklung in der Schweiz bereits seit einigen Jahren Tatsache ist. 2020 machten die über 65-Jährigen 18,9 Prozent und die unter 15-Jährigen 15 Prozent der Bevölkerung aus. Nicht vergessen darf man dabei, dass in die Statistik der über 65-Jährigen gleich zwei Generationen einfließen, das dritte und das vierte Lebensalter. Dem dritten Lebensalter gehören Menschen an, die allgemein noch sehr aktiv und gesund sind, während im vierten Lebensalter viele gebrechlich und auf Unterstützung in Alters- und Pflegeheimen angewiesen sind.

Die demografische Alterung bringt grosse wirtschaftliche, gesellschaftliche und gesundheitliche Herausforderungen mit sich. Die WHO empfiehlt Massnahmen zur Gesundheitsprävention und -förderung. Welche Rolle nehmen dabei die Institutionen ein?

Manche Altersinstitutionen sind in diesem Sinne bereits aktiv, indem sie externe Beratungsdienstleistungen anbieten oder sich an Quartier- und Gemeindeprogrammen beteiligen. Die Hauptaufgabe der Altersinstitutionen besteht jedoch darin, für die in der Regel über 80-jährigen, gebrechlichen Heimbewohnerinnen und -bewohner ein Wohn- und Pflegeort zu sein. Aber gerade diese Bevölkerungsgruppe wird in den nächsten Jahren am stärksten wachsen. Gemäss Bundesamt für

Statistik ist bis 2050 eine Verdoppelung der Zahl der über 80-Jährigen zu erwarten. Und hier sind unsere Institutionen gefordert.

Das Angebot der Alters- und Pflegeheime umfasst zahlreiche Kompetenzen im Betreuungs- und Pflegebereich. Sie könnten zu einem Dienstleistungszentrum für den Sozialraum werden.

Diese Entwicklung ist unter bestimmten Umständen möglich, hängt aber vor allem vom Netzwerk der jeweiligen Institution ab. In gewissen Regionen ist dies nicht sinnvoll, weil bereits andere Anbieter etabliert sind. Angesichts der Zunahme der Multimorbidität und der kognitiven Beeinträchtigungen der zu betreuenden Menschen wird die traditionelle Aufgabe der Alters- und

Pflegeheime auf jeden Fall fortbestehen. Die Heime werden sich natürlich verändern, anpassen und weiterentwickeln müssen, aber sie werden nicht verschwinden.

Neben der demografischen Alterung spricht auch der Arbeitskräftemangel für eine Öffnung der Alters- und Pflegeheime gegenüber ihrem Sozialraum.

Auf jeden Fall, aber über intermediäre Strukturen und unter der Voraussetzung, dass entsprechende Rahmenbedingungen gegeben sind, damit die Mitarbeitenden auch in diesen heimnahen Strukturen arbeiten können. Denn genau dies ist entscheidend: Wir wissen, dass die stationäre Betreuung effizienter und effektiver als die ambulante ist, weil das Personal keine langen Wege zwischen den zu versorgenden Menschen hat. Aus meiner Sicht werden sich die Alters- und Pflegeheime auch in ihrer Arbeitsweise weiterentwickeln, um einerseits die Lebensqualität der Betagten, insbesondere im sozialen Bereich, zu verbessern und andererseits ihre Berufe zu modernisieren und noch attraktiver zu gestalten.

Wie wird sich die Arbeitsweise verändern?

Änderungen werden sich vor allem im Einsatz von assistierenden Technologien und Robotik zur Arbeitserleichterung zeigen. Gerade das Pflegepersonal verrichtet zahlreiche Aufgaben ohne direkten menschlichen Kontakt und auf Kosten der sozialen Interaktion mit den Bewohnenden. Einige Alters- und Pflegeheime testen bereits Handlingroboter, die selbstständig Bettwäsche, Medikamente und andere Gegenstände holen können. In einer fernen Zukunft kann man sich sogar ein intelligentes tragbares Gerät vorstellen, das die Handlungen automatisch erkennt und dokumentiert. Dadurch hätten die Pflegefachkräfte mehr Zeit für jede einzelne Person. Es stellt sich dabei allerdings auch die Frage nach der Finanzierung dieser Beziehungsarbeit. Diverse Studien weisen auf den positiven Einfluss

«Die grösste Herausforderung ist die Finanzierung des Gesundheitsbereichs. Wir haben hier eine wichtige Rolle zu spielen: auf der Ebene des Branchenverbands und auf der Ebene der Föderation Artisets.»

Christina Zweifel

zwischenmenschlicher Beziehungen auf die Lebensqualität hin und empfehlen deshalb eine Professionalisierung dieser sozialen Begleitung.

Inwiefern beabsichtigt Curaviva, die Pflegeinstitutionen im Hinblick auf den demografischen Wandel zu unterstützen?

Der Branchenverband vertritt seit jeher die Interessen der Institutionen für Menschen im Alter, um ihnen Gehör zu verschaffen. Zu diesem Zweck beschäftigt er sich mit verschiedenen Themen und Dossiers, unter anderem mit der Digitalisierung. Andere Themen sind die Rahmenbedingungen, die Pflegequalität, die personenzentrierte Pflege und die integrierte Versorgung im Rahmen des Wohn- und Pflegemodells 2030. Doch die grösste Herausforderung stellt die Gesundheitsökonomie und -finanzierung dar. Hier werden wir sowohl beim Branchenverband als auch bei der Föderation eine wichtige Rolle übernehmen.

Sie sprechen die einheitliche Finanzierung von ambulanten und stationären Leistungen EFAS an?

Ja, EFAS ist mit Abstand das wichtigste politische Dossier, mit dem wir uns beschäftigen. Es geht dabei um eine grundlegende Reform der Gesundheitspolitik. Mit einer neuen Kostenaufteilung zwischen Kantonen und Krankenkassenversicherern fördert EFAS die Übergänge zwischen ambulant und stationär,

wodurch die Personen je nach Bedürfnis zwischen den verschiedenen Versorgungsstrukturen hin- und herwechseln können. Die Reform betont die Bedeutung der Pflege und gibt uns eine andere Verhandlungsposition. Sie geht klar in Richtung integrierte Versorgung.

Welches sind die von Curaviva für die kommenden Jahre definierten Schwerpunkte der Branchenstrategie?

Die strategischen Leitlinien werden in einem partizipativen Prozess definiert. Wir beabsichtigen, die Mitglieder zu ihren Bedürfnissen zu befragen und darauf beruhend unsere strategische Ausrichtung zu formulieren. Im Februar kamen wir mit den Kollektivmitgliedern zusammen, das heisst mit den Kantonalverbänden der Institutionen für Menschen im Alter. Im Sommer werden wir Gespräche mit den Einzelmitgliedern über ihre Erwartungen an die Leistungen führen. Das Ziel ist es, dass wir uns im September auf eine Strategie mit einem Leistungskatalog festlegen können. Wir streben eine Strategie an, die offen genug ist, um zukünftigen Entwicklungen vorzugreifen und diese zu integrieren.

Der Startschuss für diesen partizipativen Prozess fiel am 28. Februar 2024 in Bern. Welches sind die ersten Erkenntnisse?

In diesem ersten Strategieworkshop haben wir unseren Mitgliedern zwei Fragen gestellt: Welche Themen →

sind für Sie in den nächsten acht Jahren wichtig? Und wie kann Curaviva Sie dabei unterstützen? Eine erste Analyse ergab einige Schwerpunkte, wie die Sicherstellung der Gesundheitsversorgung, die Finanzierung der Pflege und Betreuung von Institutionen, Personalfragen, Digitalisierung und künstliche Intelligenz, Kooperationen und Vernetzung. Was die erwartete Unterstützung betrifft, so bezieht sie sich auf

die Vertretung der Interessen der Branche auf politischer Ebene, auf Kommunikationsmassnahmen zur Verbesserung des Images der Pflegeheime und auf ein Monitoring, um zukünftige Trends zu erkennen und zu antizipieren. Es kann auch hervorgehoben werden, dass die Grundlagenarbeit von Curaviva zu den thematischen Dossiers von den Mitgliedern besonders geschätzt wird.

Der Branchenverband Curaviva ist in der Westschweiz noch wenig bekannt. Wie kann diese Region samt ihren Bedürfnissen besser berücksichtigt werden?

Es scheint tatsächlich noch viel Arbeit für mehr Sichtbarkeit vor uns zu liegen. Ich habe bereits Kontakt zu den verschiedenen Westschweizer Kantonalverbänden aufgenommen und bin bei einigen von ihnen schon vorstellig geworden. Zudem warte ich den Abschluss des partizipativen Strategieprozesses ab, um ein besseres Verständnis der Situation zu erhalten und bei Bedarf die Art der Zusammenarbeit zu überdenken. Ein heikler Punkt wird die Governance sein, insbesondere was die gute Vertretung der Regionen in den Gremien von Curaviva betrifft. Zurzeit beschränkt sich unsere Zusammenarbeit auf die Koordination und den Austausch. Dieses Jahr werden wir uns damit beschäftigen, wie sich die Regionen einbeziehen lassen und welches Entscheidungsgewicht sie erhalten.

Kann man von einer kulturellen Barriere zwischen den Sprachregionen sprechen?

Man muss aufpassen, nicht zu pauschalisieren. In der Berufspraxis und bei der Arbeitsorganisation könnten wir mehr voneinander lernen. Eine gute Idee, die in der Westschweiz entwickelt wurde, kann sehr wohl in der Deutschschweiz umgesetzt werden und umgekehrt. Man darf sich auf keinen Fall durch Sprachbarrieren einschränken lassen. In allen Instanzen, in denen ich mitwirken durfte, war Sprache ein Thema. Bei Curaviva sind die Sitzungen des Branchenrats heute zweisprachig. Der Sprachwechsel von einer Sitzung zur anderen ändert die Perspektive und gewährleistet eine bessere Beteiligung aller Anwesenden.

«Was bringt uns Curaviva?» Diese Frage hört man zuweilen in den Institutionen. Was ist Ihre Antwort darauf?

Ja, die Institutionen kennen unseren Namen, wissen aber nicht wirklich, was wir tun. Dies ist die Kehrseite der



Christina Zweifel in der Geschäftsstelle in Bern: «Im September dürften wir über die zukünftige strategische Ausrichtung verfügen. Ich bin dankbar, dass ich diesen Prozess einleiten darf.» Foto: esf

«Eine gute Idee, die in der Westschweiz entwickelt wurde, kann sehr wohl in der Deutschschweiz umgesetzt werden und umgekehrt. Man darf sich auf keinen Fall durch Sprachbarrieren einschränken lassen.»

Christina Zweifel

politischen Arbeit. Wir arbeiten weit im Voraus an den Dossiers, also lange bevor die Auswirkungen in den Alters- und Pflegeheimen spürbar werden. Nehmen wir zum Beispiel EFAS: Die Motion wurde vor rund 15 Jahren eingereicht. Curaviva nahm vor sieben oder acht Jahren zum ersten Mal dazu Stellung. Wir setzen uns weiterhin aktiv für die Umsetzung von EFAS ein, aber es wird noch einige Jahre dauern, bis die Reform in Kraft tritt und sich auf die alltägliche Arbeit in den Institutionen auswirkt. Zudem hängt alles vom Referendum ab. Es ist nicht immer einfach, die Bedeutung dieser politischen Arbeit zu vermitteln. Die Fahrpläne der institutionellen, kantonalen und nationalen Ebene sind unterschiedlich. Die geleistete Arbeit ist unsichtbar, was aber auch bedeutet, dass sie gut gemacht wird.

Sie haben die ersten 100 Tage in Ihrer neuen Funktion hinter sich. Was haben Sie erfahren? Was hat Sie überrascht?

Alles ist neu. Mit der Föderation Artiset habe ich eine aufstrebende Organisation kennengelernt. Artiset ist agil und verfügt über ein hochmotiviertes Team, das nach vorne schaut. Auch die strategischen Gremien engagieren sich stark für die Branche. Ich nahm an den kantonalen Tagungen der Kollektivmitglieder teil, ich habe Alters- und Pflegeheime in Appenzell besucht

und Praktika in Waadtländer Alters- und Pflegeheimen absolviert, um mich mit der Praxis vertraut zu machen. Überall erfuhr ich eine wunderbare Dynamik. Natürlich ist mir auch Kritik zu Ohren gekommen: Unsichtbarkeit, kein offenes Ohr oder schlechte Kommunikation. Verbesserungspotenzial ist also vorhanden. Aber ich fühle mich dennoch sehr wohl und freue mich darauf, den Strategieprozess in die Wege zu leiten.

Was bringen Sie für die Arbeit im Branchenverband Curaviva mit?

Ich spreche Französisch, bin sowohl mit der Westschweizer als auch mit der Deutschschweizer Kultur vertraut, und das Alter gehört zu meinen Lieblingsgebieten. Ich weiss zwar nicht weshalb, aber es ist das einzige Fachgebiet, in dem ich auch in meiner Freizeit Artikel lese. Es fasziniert mich einfach. Meine Schwachstelle ist die Tatsache, dass ich nie in einem Alters- und Pflegeheim gearbeitet habe. Wie soll ich mich denn für die Institutionen einsetzen, wenn ich sie nicht von innen kenne? Aus diesem Grund habe ich Praktika absolviert und Besuche gemacht. Ich weiss aber auch, dass ich nicht allein bin und mich auf ein Team an Fachleuten stützen kann, die über das wissenschaftliche und methodische Know-how verfügen, sowie auf Fachkräfte aus der Praxis, die wir in alle unsere Projekte einbeziehen.

Wird 2024 ein Schlüsseljahr?

Wenn alles nach Plan verläuft, ja, auf jeden Fall. Im September dürften wir über unsere zukünftige strategische Ausrichtung verfügen. Ich bin dankbar, dass ich diesen Prozess einleiten darf. So springe ich nicht einfach auf den fahrenden Zug auf, sondern bestimme die Zusammensetzung des Zuges. Dies versetzt mich in eine komfortable Ausgangslage. Ein neues Kapitel zur Weiterentwicklung und zu anstehenden Veränderungen aufzuschlagen, ist eine Chance, aber natürlich auch mit viel Arbeit verbunden! Es ist spannend, alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. ■

* Seit dem 1. November 2023 ist Christina Zweifel Geschäftsführerin von Curaviva und Mitglied der Geschäftsleitung der Föderation Artiset. Zuvor leitete sie während sieben Jahren die Fachstelle Alter und Familie des Kantons Aargau, wo sie politische Geschäfte vorbereitete und Gemeinden und Institutionen in alterspolitischen Fragen beriet. Das Thema Alter prägte bereits ihre akademische Laufbahn an der Universität Freiburg, wo sie in Humangeografie ihre Dissertation über die Alterspolitik in Schweizer Gemeinden schrieb. Die 38-jährige Christina Zweifel ist perfekt zweisprachig in Französisch und Deutsch und verfügt auch über gute Italienischkenntnisse. Nebenamtlich lehrt sie an zwei Bildungsinstitutionen zu den Themen Alterspolitik in Gemeinden sowie Sozialraum/Wohnformen im Alter.

Datenschutzgesetz:

10 Tipps vom Experten

Im Umgang mit besonders schützenswerten Daten gelten seit dem Inkrafttreten des neuen Datenschutzgesetzes erhöhte Schutzpflichten. Gefordert sind damit gerade auch die sozialen und sozialmedizinischen Institutionen: Ein Datenschutzexperte gibt praktische Tipps, mit welchen Massnahmen die Verantwortlichen den neuen Richtlinien gerecht werden können.

Von Nicola Travaglini*



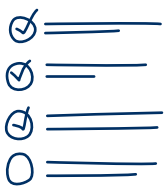
Ein Datenschutzkonzept führen

Auch wenn nicht gesetzlich erforderlich, arbeiten Sie ein Datenschutzkonzept aus, das als Richtlinie für den Umgang mit personenbezogenen Daten in ihrem Betrieb dient. Definieren Sie ihre technischen und organisatorischen Massnahmen zur Einhaltung. Nehmen Sie auch auf ihre Datenschutzerklärung Rücksicht, die zum Beispiel beim Betrieb einer Website notwendig ist.



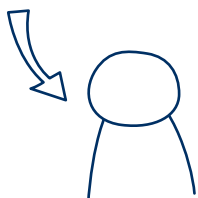
Die vertraglichen Bestimmungen regeln

Um die Umsetzung der Datenschutzbestimmungen zu garantieren, nehmen Sie notwendige Punkte in ihre bestehenden Vertragsbestimmungen oder Reglemente auf (etwa in die allgemeinen Vertragsbestimmungen oder in das Personalreglement). So geben Sie Ihren Kunden und Mitarbeitenden auch die Möglichkeit, sich über die neuen Bestimmungen zu informieren.



Ein Bearbeitungsverzeichnis führen

Führen Sie ein pragmatisches Verzeichnis, das Bearbeitungen personenbezogener Daten dokumentiert, und aktualisieren Sie dieses regelmässig. Dies gibt Ihnen eine Übersicht der Datenerhebungen und -sammlungen in Ihrer Einrichtung, um das Ausmass des Handlungsbedarfs zu verstehen. Ein Bearbeitungsverzeichnis ist gesetzlich vorgeschrieben bei mehr als 250 Mitarbeitenden oder wenn besonders schützenswerte Daten bearbeitet werden.



Die Verantwortlichkeiten festlegen

Bestimmen Sie einen Datenschutzverantwortlichen, der für die Umsetzung und Einhaltung des Datenschutzkonzepts zuständig ist. Bestimmen Sie die Verantwortung auf allen Ebenen, von der Trägerschaft bis zum einzelnen Mitarbeitenden, und legen Sie fest, wer auf welche Datensammlungen Zugriff hat. Richten Sie entsprechende Zugangsberechtigungen ein.



Schulungen durchführen

Organisieren Sie regelmässige Datenschutzeschulungen für alle Mitarbeitenden, um ein fundiertes Verständnis der Datenschutzprinzipien zu gewährleisten und sicherzustellen, dass jeder und jede die Bedeutung des Datenschutzes und die korrekte Handhabung personenbezogener Daten kennt.



Kantonale Bestimmungen berücksichtigen

Nehmen Sie nebst dem revidierten Datenschutzgesetz auch Rücksicht auf kantonale Anpassungen und Ergänzungen. Fragen Sie, wenn nötig, beim kantonalen Beauftragten nach. Und falls dies erforderlich ist, führen Sie eine Datenschutzfolgenabschätzung oder eine Risikobewertung durch, um Entscheide für ihre Massnahmen zu treffen.



Informationspflichten wahrnehmen

Sichern Sie die Einwilligung (auch vertraglich) der betroffenen Personen, insbesondere bei besonders schützenswerten Daten. Erfüllen Sie Ihre Informationspflichten, indem Sie mittels vertraglicher Bestimmungen oder Schulungen informieren.



Einsichtsrechte gewährleisten

Ermöglichen Sie betroffenen Personen, ihre Rechte auf Einsicht und Auskunft effektiv wahrzunehmen. Verankern Sie mögliche Auskunftsanfragen so in ihrer Organisation, dass Sie diese auch realisieren können.



Daten löschen

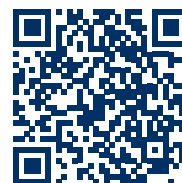
Stellen Sie sicher, dass Daten, die nicht mehr benötigt werden, ordnungsgemäss gelöscht oder vernichtet werden. Dabei dürfen die gesetzlich vorgeschriebenen Archivierungspflichten nicht ausser Acht gelassen werden.



Externe Datenbearbeitende berücksichtigen

Treffen Sie entsprechende Massnahmen mittels Vertraulichkeitserklärungen (auch bei der Trägerschaft), allgemeiner Geschäftsbedingungen der externen Verarbeitenden oder Auftragsverarbeitungsvereinbarungen. ■

Die Umsetzungshilfen finden sie hier:



Das gemeinsame Angebot von Artiset und inOri findet sich hier:



* Nicola Travaglini ist Teilhaber der Beratungsfirma inOri GmbH mit Sitz in Interlaken. Zur Unterstützung bei der Umsetzung des Datenschutzgesetzes führt das Unternehmen im Auftrag von Artiset Workshops und Webinare für Verantwortliche von Institutionen durch.

Schritt für Schritt zur Inklusion



Alle zwei Jahre wirbelt im Frühling das Tanzfestival Steps über die Bühnen der Schweiz. Das Festival möchte hochkarätigen Tanz bis fast vor die Haustür bringen und legt dabei besonderes Augenmerk auf Inklusion. Denn Tanz soll ein Vergnügen für alle sein.

Von Ruth Hafen

Was ist Steps? «Steps ist das Tanzfestival vom Migros-Kulturprozent. Es findet alle zwei Jahre im Frühling statt. 2024 gibt es vom 24. April bis zum 19. Mai in der ganzen Schweiz Aufführungen von Tanzgruppen aus der ganzen Welt. Die Gruppen zeigen Tanzstücke in verschiedenen Tanzstilen. Steps möchte, dass alle Menschen die Aufführungen besuchen können.» Das ist die Beschreibung des Tanzfestivals Steps in leichter Sprache, damit auch Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung verstehen können, worum es geht. Auf dem Spielplan des Festivals fallen Icons auf, die Informationen zur Zugänglichkeit der Theater vermitteln, zu Angeboten wie induktiven Höranlagen, Einführungen oder Nachgesprächen. Das Label «Hora empfiehlt» vom Theater HORA sticht ins Auge; HORA ist das einzige professionelle Theater in der Schweiz, dessen Ensemblemitglieder alle eine IV-zertifizierte kognitive Beeinträchtigung haben.

Tatkräftige Hilfe für die Theaterhäuser

Zusammen mit HORA ist auch der Text in leichter Sprache entstanden. Da das Festival auf Veranstaltungsorte in der ganzen Schweiz verteilt ist und selbst nicht veranstaltet, sondern mit rund 40 Häusern zusammenarbeitet,

Das Stück «An Accident/a Life» von Marc Brew und Sidi Larbi Cherkaoui. Im Zentrum steht der australische Tänzer Marc Brew, der seit einem schweren Unfall im Rollstuhl sitzt.

Fotos: Filip van Roe

ist es nicht einfach, den Zugang überall in gleich hoher Qualität barrierefrei zu gestalten. «Wir haben unsere Experten und Expertinnen gebeten, Leitfäden für die Theater zusammenzustellen – einen zur Mobilität, einen zur Hörbehinderung, die das Wichtigste erklären und weitere Tipps zum Thema vermitteln», sagt Valeria Felder, Festivalleiterin von Steps. Wenn immer möglich, nutzt das Migros-Kulturprozent die Möglichkeit, mit seinen Expertinnen und Experten Know-how weiterzugeben und die Inklusion zu fördern.

Über das Programm die Inklusion fördern

Der zweite Hebel, um Inklusion zu fördern, ist das Programm selbst. Im diesjährigen Festivalprogramm fällt ein Stück auf: In «An Accident / a Life» von Marc Brew und Sidi Larbi Cherkaoui steht der australische Tänzer Marc Brew im Zentrum. Er sitzt seit einem schweren Unfall im Rollstuhl. Zusammen mit Cherkaoui erforscht er mit Bewegung, Video und Text, was es bedeutet, wenn im Leben plötzlich alles kopfsteht. Wieso wurde dieses Stück ins Festivalprogramm aufgenommen? «Es hat uns künstlerisch überzeugt», sagt Valeria Felder. Seit 2006 hat sich das Festival die Inklusion auf die Fahne geschrieben. «Wir wollen mindestens eine inklusive Produktion im Programm haben. Dass wir 2024 Brews Werk zeigen dürfen, macht uns besonders glücklich.»

Brew war vor seinem Unfall professioneller Tänzer. Nun thematisiert er das erste Mal den Moment, der alles verändert hat. «Uns gefällt, dass es eine

sehr persönliche Geschichte ist, die aber gleichzeitig auch eine universale Relevanz hat. Er spricht über Resilienz und darüber, was passiert, wenn das Leben von einem Moment auf den nächsten an einem Abgrund steht. Das ist etwas, das uns allen passieren kann.»

Neben dem Zugang fürs Publikum und der Inklusion von Künstlern und Künstlerinnen mit einer Behinderung ist bei Steps auch die Inklusion bei der Mitarbeit in der Organisation wichtig. Menschen mit Behinderungen arbeiten im Projektteam mit. Als Teil des Festivalteams sind sie für die Inklusion bei Steps verantwortlich. Sie initiieren →

STEPS – EIN TANZFESTIVAL FÜR ALLE

Seit 1988 findet Steps in der ganzen Schweiz statt – nicht nur in den grossen Ballungszentren, sondern auch ausserhalb. Das Festival verbindet Stadt und Land und schlägt Brücken zwischen den Sprachregionen. Die Vielfalt des Publikums soll sich im Programm widerspiegeln – in der Auswahl der Kunstschaffenden und der Themen.

Steps setzt sich für den selbstbestimmten Zugang von Menschen mit Behinderungen zum kulturellen Leben ein. Im Zentrum stehen Abbau von Barrieren für das Publikum sowie Repräsentanz auf, vor und hinter der Bühne.

Seit 2006 programmiert das Festival mit Unterstützung der Partnertheater inklusives Tanzschaffen. Auch neben der Bühne gibt es entsprechende Formate wie Tanzworkshops von und mit Kunstschaffenden mit und ohne Behinderungen. Seit 2018 trägt das Festival das Label «Kultur inklusiv».

Massnahmen, diskutieren sie mit dem Team und setzen sie zusammen im Team um.

Inklusion vor, auf, hinter der Bühne – ein hoher Anspruch. Wie will das Migros-Kulturprozent das realisieren? Mira Song, Leiterin Kultur bei der Direktion Gesellschaft und Kultur, möchte das Thema in einem grösseren gesellschaftlichen Rahmen verankern. «Wir wollen Inklusion grösser denken. Rund 20 Prozent der Menschen in der Schweiz leben mit irgendeiner Art von Beeinträchtigung. Also ist Inklusion gesellschaftlich relevant.»

Mira Song, bei Steps betreffen die Massnahmen zur Inklusion vor allem Menschen im Rollstuhl oder mit einer Hörbehinderung. Was tut das Kulturprozent sonst noch, um die Inklusion zu fördern?

Wenn wir Inklusion grösser denken wollen, müssen wir versuchen, gewisse Denkmuster aufzubrechen. Wenn etwas positiv ist für einen Menschen im Rollstuhl, hat das auch Vorteile für Eltern mit einem Kinderwagen oder für Leute, die auf Gehhilfen oder einen Rollator angewiesen sind. Von der zusätzlichen Unterstützung, die wir an unseren Veranstaltungen für Menschen mit einer Gehörbehinderung anbieten, können auch Menschen profitieren, die nicht mehr so gut hören. Wir sollten nicht versuchen, für alles eine Schublade, ein spezielles Label zu finden – das bringt die Inklusion nicht voran. Als längerfristiges Ziel sollten in den Spielplänen Stücke mit Menschen

«Uns gefällt, dass es eine sehr persönliche Geschichte ist, die aber gleichzeitig eine allgemeine Relevanz hat.»

**Valeria Felder,
Festivalleiterin von Steps**



Die Tänzer Sidi Larbi Cherkaoui und Marc Brew (im Bild) erforschen mit Bewegung, Video und Text, was es bedeutet, wenn im Leben alles kopfsteht.

mit einer Behinderung stehen, ohne dass es etwas Besonderes ist. Wir müssen bei diesem Thema grösser denken.

Was heisst das?

Wir wollen konsequent bei unseren Veranstaltungen und Aktivitäten die Inklusionsaspekte mitdenken und auch innerhalb der Migros-Gruppe unser Know-how teilen und dabei die Grenzen immer mehr ausweiten. Wir möchten in der Gesellschaft etwas Grundlegendes verändern. Es soll alles inklusiver werden. Wir möchten mit unseren Bemühungen der Stein sein, der im Wasser Kreise zieht.

Unter dem Dach des Kulturprozentens versammeln sich ganz unterschiedliche Engagements.

Wie gestaltet sich da die Inklusion konkret?

Wir möchten intern gewisse Standards in alle Projekte bringen. Wir sind daran, eine Art Inklusions-Wikipedia aufzubauen, wo alles Know-how zum Thema gesammelt wird. Wir verstehen uns in diesem Sinne als nationales Kompetenzzentrum. M4Music zum Beispiel hat andere Ansätze für die Umsetzung der Inklusion als Steps. Barrierefrei heisst bei Musik etwas anderes als bei Tanz. Im Migros Museum für Gegenwartskunst gestalten sich die Herausforderungen noch einmal anders, weil dort das Gebäude selbst eine grosse Rolle spielt. Wie funktioniert die Kommunikation,

wie die Vermittlung? In wie vielen Sprachen gibt es Führungen? Und wenn in Gebärdensprache: in welcher?

Arbeiten Sie beim Thema Inklusion auch mit Partnern zusammen, oder stemmen Sie alles intern?

Wir sind mit unterschiedlichen Interessengruppen im Austausch. Wir wollen mit ihnen nicht konkurrenzieren, sondern suchen Synergien. Beispielhaft dafür steht etwa unsere Zusammenarbeit mit dem Theater HORA oder der Leitfaden für inklusive Kultur der Fachstelle Kultur inklusiv und Sensability, an dem wir mitgearbeitet haben. Oder das Netzwerkprojekt IntegrART des Migros-Kulturprozentens. Hier fördern wir seit 2007 inklusive Bühnenkunst. Wir arbeiten aber auch immer mit Selbstvertretern und -innen zusammen, etwa mit Fachpersonen von Sensability, die uns nicht nur beraten, sondern über mögliche Massnahmen auch aktiv mitentscheiden. Schliesslich liegt es im Kern der Inklusion, dass wir mit den Menschen reden, nicht über sie. Dass wir nicht nur zuhören, sondern auch dazulernen und gemeinsam handeln. ■

Die Ausgabe 2024 läuft vom 24. April bis zum 19. Mai. Infos und Tickets:

→ steps.ch

Hilfe bei der Strategieentwicklung

Mehrere Partner aus dem Altersbereich haben ein Online-Tool entwickelt, um Leistungserbringer sowie Behörden und lokale Netzwerke dabei zu unterstützen, Menschen im Alter eine möglichst selbstbestimmte und autonome Lebensführung in ihrem angestammten Sozialraum zu ermöglichen. Das Tool mit dem Namen Elia (Enable Living in Autonomy) steht Interessierten seit letztem Herbst zur Verfügung.

Von Patricia Jungo*

Um Organisationen, die bereits mit dem Online-Tool Elia arbeiten, die Möglichkeit zu bieten, sich zu den Resultaten auszutauschen, fand Anfang Jahr in Fribourg ein Erfahrungsaustausch statt. Valérie Baud Mermoud, Geschäftsleitungsmitglied der Fondation Saphir, fasst ihre Erfahrungen mit folgenden Worten zusammen: «Elia hat uns geholfen herauszufinden, wo wir uns verbessern müssen und wo wir gut unterwegs sind. Es war interessant, im Rahmen der Veranstaltung zu hören, was andere Institutionen tun und wie sie sich entwickeln. So können wir potenzielle Schwierigkeiten frühzeitig benennen und proaktiv reagieren.»

Von der Praxis für die Praxis

Bei der Entwicklung von «Elia» stand denn auch die Idee im Zentrum, von der Erfahrung anderer zu lernen und so den Mitgliedern von Curaviva ein Instrument zur konkreten Umsetzung der Vision Wohnen im Alter (vormals Wohn- und Pflegemodell 2030) an die Hand zu geben. In enger Zusammenarbeit von vier Praxisorganisationen im

Altersbereich und mit den projektverantwortlichen Organisationen Curaviva, dem Institut et Haute Ecole de la Santé La Source und dem Senior-Lab entstand ein Online-Instrument zur Selbstevaluierung. Möglich machte diese Kollaboration eine Projektfinanzierung von Gesundheitsförderung Schweiz.

Die vier beteiligten Praxisorganisationen des Pilotprojekts sind in unterschiedlichen Sprachregionen angesiedelt und an unterschiedlichen Punkten der Umsetzung der Grundsätze aus der Vision Wohnen im Alter. Drei von ihnen entwickelten sich aus klassischen Alters- und Pflegeheimen heraus, und bei einer handelt es sich um ein neu aufgegleistes Gesundheitsnetz, das vor ganz besonderen Herausforderungen stand. Konkret sind dies der Parco San Rocco (TI), der Lindenhof Oftringen (AG), die Fondation Saphir (VD) und das Gesundheitsnetz Sense (FR). Sie alle waren bereit, dem Projektteam einen tiefen Einblick in ihre Organisation und deren Funktionsweise zu gewähren sowie ihr Wissen und ihre Erfahrungen zu teilen. So wurden in einer →



Der Kreis mit vier Quadranten und zwölf Dimensionen bietet Orientierung bei der Reorganisation. Grafik: Projektteam Elia

ersten Phase die Entwicklung, das funktionierende Zusammenspiel der einzelnen Bereiche und deren Finanzierung sowie generell die Erfolgsfaktoren und Herausforderungen der vier Praxisorganisationen untersucht.

Mit diesem praktischen Wissen als Grundlage wurde in einer zweiten Phase ein Reifegradmodell mit vier Quadranten entwickelt, die jeweils wieder in drei Dimensionen eingeteilt sind:

- **Quadrant Vision** mit den Dimensionen «Grundhaltung», «Philosophie» und «Offenheit»
- **Quadrant Angebot** mit den Dimensionen «Leistung», «Strukturen» und «Verwaltung»
- **Quadrant Personal** mit den Dimensionen «Management», «Identität» und «Interdisziplinarität»
- **Quadrant Kontext** mit den Dimensionen «Ökosystem», «Öffentliche Politik» und «Finanzen»

Daraus ergibt sich ein Schema mit zwölf Feldern, das kreisförmig angelegt ist. Warum dies wichtig ist, erläutert Ralph Bürge, Geschäftsführer des «Lindenhofs»: «Der Vorteil des Instruments ist, dass das Modell einen Kreis bildet, man kann also immer wieder von vorne anfangen, und das sollte man auch, denn sonst droht der Stillstand.»

Der Kreis mit den insgesamt zwölf Dimensionen liegt nun als Gesamtprodukt und Instrument auf der Plattform elia-assessment.ch/de vor und kann von Organisationen im stationären oder ambulanten Bereich im Rahmen ihrer Umstrukturierung begleitend und wegweisend angewendet

werden. «Elia» ist also von der Praxis für die Praxis entstanden, wobei die Teilnehmenden bei der Entwicklung bereits selbst von «Elia» profitieren konnten. So erklärte etwa Christine Meuwly, Leiterin der Geschäftsstelle des Gesundheitsnetzes Sense, im Rahmen der Veranstaltung von Mitte Januar: «Wir wussten, dass wir uns neu aufstellen müssen. Das Tool hat uns geholfen, die Reorganisation richtig aufzugleisen, weil wir gesehen haben, wo noch Handlungsbedarf besteht. So haben wir beispielsweise die Gemeinden, die öffentlichen Dienstleister und die Bevölkerung gezielt ins Boot geholt.»

Userkonto: Einfache und sichere Anwendung

Per Anmeldung oder Login (falls bereits angemeldet) erstellen Nutzerinnen und Nutzer auf der Plattform ihr eigenes Konto. Dies erlaubt eine wiederholte Nutzung und vor allem auch die Beobachtung der Entwicklung über einen bestimmten Zeitraum hinweg oder den Vergleich unter verschiedenen Betriebsstandorten und Betriebsbereichen. Die Plattform hilft dabei, eine Standortbestimmung vorzunehmen, und kann zur eigenen Weiterentwicklung genutzt werden. Zu diesem Zweck beantworten die Nutzerinnen und Nutzer im Bereich der vier Quadranten je acht Fragen zu allen zwölf Dimensionen.

Das Resultat wird in einem Netzdiagramm dargestellt, das einfach und verständlich aufzeigt, wo die Organisation respektive der Bereich in jeder Dimension steht. Das Instrument schlägt zudem konkrete und individuelle Empfehlungen entsprechend des jeweiligen Organisationsprofils vor. So kann die Analyse Betrieben aus der Langzeitpflege helfen, sich zu öffnen und die Bedürfnisse der Bewohnenden, aber auch jene der Mitarbeitenden stärker zu berücksichtigen.

Als Vertiefung der Dimension «Finanzen» wurde von der Haute Ecole d'Ingéniererie et de Gestion du Canton de Vaud ein Dokument zu Finanzierungsmodellen erarbeitet, das eine grundsätzliche Betrachtung und Handlungsübersichten bietet. Dies und alle Resultate zum Instrument Elia können geteilt und als PDF-Dokument auch heruntergeladen werden, um Besprechungen mit Mitarbeitenden und beteiligten Akteuren zu vereinfachen. Da ein Userkonto erstellt wird, bleiben die Daten zudem im persönlichen Login erhalten und die Userin oder der User kann jederzeit darauf zurückgreifen. ■

* Patricia Jungo ist Koordinatorin Innovation & Wissenstransfer von Artiset. Sie vertritt als Autorin das Projektteam. Zum Projektteam gehören weiter: Anna Jörger (Curaviva), Delphine Roulet Schwab (HES-SO La Source und Senior-Lab), Floriane Roulet Jeanneret (HES-SO La Source) und Gabrielle Wanzenried (HES-SO HEIG-VD) für die Finanzierungsmodelle.

Das Elia-Tool steht gratis zu Verfügung. Probieren Sie es gleich aus:



Der «Königsweg» zur Leitung einer Institution

Seit vielen Jahren können künftige Institutionsleitende einen auf die Praxis ausgerichteten Lehrgang absolvieren und mit einer eidgenössischen Höheren Fachprüfung abschliessen. Generalistische, vor allem akademische Managementausbildungen geniessen indes einen hohen Bekanntheitsgrad. Der Weg über die höhere Berufsbildung bietet dabei so manchen Vorteil.

Von Elisabeth Seifert

Die Führung von Organisationen im Gesundheits- und Sozialbereich erfordert immer mehr Managementwissen und Führungsqualitäten. Trägerschaften sowie Kandidatinnen und Kandidaten, auch die bewilligenden Behörden, stehen vor der Qual der Wahl: Was ist die «richtige» Ausbildung? Guter Rat ist teuer, es gibt zahlreiche Aus- und Weiterbildungen im Bereich Management und Führung, die sich auch an potenzielle Leitende von stationären oder ambulanten Organisationen für Menschen im Alter, Menschen mit Behinderung sowie Kinder und Jugendliche richten.

Angeboten werden diese von diversen Bildungseinrichtungen. So gibt es insbesondere eine breite Palette an generalistischen Managementausbildungen. Zu nennen sind hier etwa die

Nachdiplomstudien der Höheren Fachschulen sowie die akademischen Weiterbildungslehrgänge an den Fachhochschulen und Unis. Interessierte können drei verschiedene Abschlüsse machen, vom CAS (Certificate of Advanced Studies) über ein DAS (Diploma of Advanced Studies) bis hin zu einem MAS (Master of Advanced Studies). Neben solchen generalistischen Weiterbildungen besteht seit vielen Jahren eine Eidgenössische Höhere Fachprüfung (HFP) im Bereich Management, die sehr spezifisch auf die Bedürfnisse der sozialen und sozialmedizinischen Organisationen ausgerichtet ist. Seit 2013 spricht man von der Höheren Fachprüfung «Institutionsleiter/-in im sozialen und sozialmedizinischen Bereich». Ab Januar 2025 wird diese Höhere

Fachprüfung dann «Leiterin, Leiter von sozialen und sozialmedizinischen Organisationen» heissen.

Markante Zunahme im Bereich Kinder und Jugend

Die Zahl der Absolventinnen und Absolventen der HFP liegt seit Jahren stabil bei 30 bis 40 Personen. Eine doch recht überschaubare Zahl, wenn man bedenkt, dass es schweizweit allein im stationären Bereich über 3000 Organisationen gibt, die Menschen im Alter, Menschen mit Behinderung oder Kinder und Jugendliche unterstützen. Hört man sich in der Branche etwas um, dann scheinen die generalistischen – und hier vor allem die akademischen – Weiterbildungen gleichermaßen bekannt wie beliebt zu →

«Für die Leitung von sozialen oder sozialmedizinischen Organisationen gelten andere Grundwerte als zum Beispiel in einem Produktionsbetrieb.»

Martin Zentner, Bildungsbeauftragter Führung und Management von Artiset Bildung

sein. Dies aber sei kein Phänomen des Sozial- und Gesundheitsbereichs, betont Monika Weder, Leiterin Bildung von Artiset, eine von mehreren Trägerorganisationen der Höheren Fachprüfung. «Die höhere Berufsbildung muss sich in vielen Branchen gegenüber akademischen Abschlüssen behaupten.» Ganz besonders treffe dies auf die Romandie zu, wo akademische Aus- und Weiterbildungen generell einen hohen Stellenwert geniessen.

Im Bereich der Höheren Fachprüfung Institutionsleitung scheint sich – zumindest in der Deutschschweiz – womöglich ein Wandel abzuzeichnen. «Für die letztjährige Prüfung haben sich mit über 70 Personen so viele Kandidierende angemeldet wie nie zuvor», sagt Gérard Kahn, der viele Jahre lang die Qualitätssicherungskommission (QSK) präsidierte, die verantwortlich zeichnet für die Durchführung der Prüfungen. Eine markante Zunahme stellt er insbesondere im Kinder- und Jugendbereich fest. Jona Herrmann, Leiter der Artiset-Kaderselektion macht die Erfahrung, dass Institutions-Trägerschaften bei der Besetzung einer Institutionsleitung die Höhere Fachprüfung ausdrücklich wünschen – oder sie unterstützen geeignete Kandidierende dabei, diesen Abschluss zu erwerben. Und auf Seiten der Kandidierenden beobachtet er, dass namentlich die jüngeren Personen

aufbauend auf der eidgenössischen Berufsprüfung Teamleitung und dem Zertifikat Bereichsleitung die eidgenössische Höhere Fachprüfung Institutionsleitung absolvieren respektive absolviert haben.

Auf die Praxis ausgerichteter Abschluss

Die Trägerorganisationen der beiden eidgenössischen Prüfungen engagieren sich, so Monika Weder, immer wieder dafür, den Wert der höheren Berufsbildung herauszustreichen. Derzeit sei ein entsprechendes Dokument in Arbeit. Monika Weder und Gérard Kahn betonen beide die eidgenössische Anerkennung und nationale Reglementierung der zwei Führungsweiterbildungen Teamleitung und Institutionsleitung. Monika Weder: «Eidgenössisch reglementierte Abschlüsse erleichtern Arbeitgebenden die Einschätzung der fachlichen Kompetenzen, die eine Absolventin oder ein Absolvent mitbringt.» Die einzelnen Hochschulen indes bestimmen selbst den Inhalt ihrer Weiterbildungen.

Definiert werden die Abschlüsse der höheren Berufsbildung dabei gemeinsam von den Trägerorganisationen. Die Abschlüsse seien denn auch, so die Leiterin Bildung von Artiset, massgeschneidert auf die Führung von Teams und Organisationen, bei denen Menschen im Vordergrund stehen.

ROMANDIE: HÖHERE BERUFSBILDUNG TUT SICH SCHWER

Héviva, der Waadtländer Verband für Institutionen im medizinischen, psychischen und sozialen Bereich, bietet derzeit einzig die Führungsweiterbildung zur Teamleiterin oder zum Teamleiter an. «Wir sind überzeugt von der Relevanz und vom Pragmatismus dieses Bildungswegs. Die Teilnehmenden unserer Vorbereitungskurse für die Berufsprüfung Teamleitung sind damit sehr zufrieden», sagt Line Albasini-Lachat, Bildungsverantwortliche des Verbands. «Für die Kurse zur Vorbereitung der Fachprüfung Institutionsleitung haben wir aber zu wenige Interessenten,» fügt sie bei. In der Romandie sei die höhere Berufsbildung noch zu wenig bekannt. Künftige Institutionsleitende besuchen in aller Regel eine Managementweiterbildung an einer Fachhochschule und erlangen ein CAS oder ein DAS. Die bewilligende Behörde im Kanton Waadt benennt für Institutionsleitende denn auch vor allem solche akademischen Weiterbildungen – und erwähnt nicht die Höhere Fachprüfung Institutionsleitung. Héviva setze sich, so Albasini-Lachat, aber seit Langem gegenüber verschiedenen Akteuren für eine bessere Stellung der höheren Berufsbildung ein.

«Für die Leitung von sozialen oder sozialmedizinischen Organisationen gelten andere Grundwerte als zum Beispiel in einem Produktionsbetrieb», unterstreicht Martin Zentner, Bildungsbeauftragter Führung und Management von Artiset Bildung. Im Unterschied zu generalistischen Managementausbildungen seien die beiden Abschlüsse Teamleitung und Institutionsleitung, wie Zentner weiter festhält, aus der betrieblichen Realität der Institutionen heraus entwickelt worden. Die Ausbildung verlaufe damit nahe an der Berufspraxis. Aus solchen Gründen bezeichnet Gérard Kahn die Höhere Fachprüfung Institutionsleitung als «Königsweg» für Leitende sozialer Organisationen.

Auch Quereinsteigende absolvieren die Prüfung

Die auf die eidgenössischen Abschlüsse vorbereitenden Weiterbildungen werden von einer Reihe von Bildungsorganisationen angeboten – unter anderem auch von Artiset Bildung. Sämtliche Anbieter haben ihre Ausbildungsgänge modular aufgebaut. Mit dem Besuch der einzelnen Module erarbeiten sich die Kandidierenden die erforderlichen Kompetenznachweise. Im Unterschied zu den anderen Bildungseinrichtungen hat Artiset Bildung die Module und Kompetenznachweise in die drei Lehrgänge «Teamleitung», «Bereichsleitung» und «Institutionsleitung» zusammengefasst, die alle mit einem Zertifikat abschliessen. Die Lehrgänge «Teamleitung» und «Institutionsleitung» bilden gleichsam die Vorbereitung auf die eidgenössischen Abschlüsse.

Namentlich die Teilnehmenden am Lehrgang Institutionsleitung bringen sehr unterschiedliche berufliche Erfahrungen mit, wie Martin Zentner erläutert. Es gibt jene, die entsprechende fachliche Grundbildungen absolviert haben und sich für eine Leitungsaufgabe qualifizieren möchten. Es interessieren sich aber auch viele Quereinsteigende bewusst für diesen Lehrgang – und nicht für eine generalistische Managementausbildung. Zentner: «Sie wollen auf diese

Weise in der Branche Fuss fassen und sich ein Netzwerk aufbauen.» Über ein von der QSK durchgeführtes Gleichwertigkeitsverfahren können sie die Weiterbildung abkürzen. Für die Teilnahme am Lehrgang und für die Zulassung zur Höheren Fachprüfung müssen sie allerdings ein bestimmtes Branchenwissen nachweisen.

Um Fachkräfte zu fördern, erstattet der Bund respektive das Staatssekretariat für Bildung Forschung und Innovation (SBFI), das für die Genehmigung der Grundlagen der eidgenössischen Abschlüsse zuständig ist, den Prüfungsabsolventen den grösseren Teil der Ausbildungs- und Prüfungskosten.

zwei Standorten in Solothurn und Luzern organisiert. Neben den spezifisch auf die betriebliche Praxis der Institutionen ausgerichteten Unterrichtssequenzen habe er ganz besonders den Erfahrungsaustausch mit den Kolleginnen und Kollegen aus der Branche geschätzt. «Ich konnte mir so ein Netzwerk aufbauen.»

Der Austausch mit anderen Lehrgangsteilnehmenden sowie das Netzwerk, das sich dadurch gebildet hat, ist auch für Cornelia Summermatter, Heimleiterin des Alters- und Pflegeheims St. Nikolaus ins St. Niklas VS, ein grosser Gewinn der Weiterbildung. Auch sie hat alle drei Zertifikatslehrgänge

«Die Kombination von Theorie und Praxis war für mich besonders wertvoll. Und in den Lerngruppen habe ich den Austausch verschiedener Sichtweisen sehr geschätzt.»

Cornelia Summermatter, Heimleiterin

Teilnehmende bauen ein Netzwerk auf

«Die Lehrgänge waren entscheidend für meine berufliche Karriere und die Entwicklung einer zukunftsfähigen betrieblichen Strategie», sagt Romano Erzer. Der ausgebildete Pflegefachmann Psychiatrie hat von 2015 bis 2017 hintereinander die Zertifikatslehrgänge Teamleitung, Bereichsleitung und Institutionsleitung besucht, nachdem er eine kleine Institution für Menschen mit psychischer Beeinträchtigung übernommen hatte. Heute ist der ursprüngliche Familienbetrieb als Verein (Verein Intakt) mit

besucht – und schliesslich die Höhere Fachprüfung Institutionsleitung absolviert. Cornelia Summermatter war zunächst Leiterin Administration im Pflegeheim St. Nikolaus – und hat sich dann fachlich sowie betrieblich weitergebildet. «Die Kombination von Theorie und Praxis war für mich besonders wertvoll», sagt sie. In den Lerngruppen habe sie gerade auch den Austausch verschiedener Sichtweisen sehr geschätzt. «Mit etlichen Kolleginnen und Kollegen habe ich heute noch Kontakt und wir helfen uns gegenseitig aus.» ■

Häusliche Gewalt betrifft auch ältere Menschen



Jacqueline de Quattro, Waadtländer FDP-Nationalrätin. Foto: zvg

«Jeder Mensch hat das Recht auf ein Leben ohne Gewalt, sowohl in der Öffentlichkeit als auch zu Hause, egal ob jung oder alt.»

In der Schweiz ist jedes fünfte Opfer eines Femizids im Rentenalter. Zwischen 2013 und 2022 wurden 39 Seniorinnen von einem Angehörigen getötet. Solche Dramen sind noch zu wenig bekannt, denn häusliche Gewalt im Alter ist nach wie vor ein Tabuthema und wird selten gemeldet. Alle zwei Wochen stirbt eine Frau. Und laut Bundesamt für Statistik wurden im Jahr 2022 rund 20 000 Straftaten im häuslichen Bereich verzeichnet. Viele Opfer werden von der Statistik gar nicht erfasst, da sie aus Angst oder Scham schweigen. Unter häuslicher Gewalt – sei sie körperlicher, sexueller oder psychischer Natur – leiden vor allem Frauen, aber auch Männer und Kinder. Sie betrifft alle sozialen Schichten und alle Generationen. Damit muss Schluss sein, die Gesetzgebung muss sich ändern.

Im Jahr 2021 habe ich zusammen mit meiner Kollegin Léonore Porchet im Nationalrat eine parlamentarische Initiative eingereicht. Diese will die Opfer besser schützen und die Arbeit mit gewaltausübenden Personen verstärken, um die Rückfallgefahr zu minimieren. Ich fordere den Bund dazu auf, sich am Gesetz zu orientieren, das ich 2017 als Staatsrätin des Kantons Waadt erarbeitet habe. Die von Parlamentarierinnen und Parlamentariern aus allen Parteien unterstützte Initiative beruht auf zwei Prinzipien: «Wer schlägt, geht» und eine bessere Begleitung der Opfer und der gewaltausübenden Personen. Ein Instrument, das sich als wirksam erwiesen hat: Im Kanton Waadt hat sich die Zahl der Rayonverbote verzehnfacht. Bisher werden diese Prinzipien jedoch nur in den Westschweizer Kantonen sowie in St. Gallen, Nidwalden und Obwalden angewandt. Deshalb beantrage ich, sie im Zivilgesetzbuch festzuschreiben,

damit alle Kantone die sofortige Ausweisung der gewaltausübenden Person aus der gemeinsamen Wohnung verfügen müssen. Dies würde der doppelten Strafe der Verletzten ein Ende setzen, denn sie sind Opfer von Gewalt und müssen zudem ihre eigene Wohnung verlassen, während die gewaltausübende Person dort bleiben kann. Die beiden Kommissionen für Rechtsfragen der Eidgenössischen Räte haben das Anliegen verstanden und meiner Initiative Folge geleistet.

Jeder Mensch hat das Recht auf ein Leben ohne Gewalt, sowohl in der Öffentlichkeit als auch zu Hause. Egal ob jung oder alt. ■



Profis in Care Hand in Hand

Mit unserem Care-Angebot gewinnen Sie kostbare Zeit. Auch unser Vollsortiment mit über 25 000 Artikeln lässt keine Wünsche offen. Ob Olivenöl, Frischprodukte, Food, Getränke oder Verbrauchsmaterial: Bei uns finden Sie alles zu Toppreisen, Hand in Hand mit kompetenter Beratung.

transgourmet.ch/care

